

Gemeinnütziges
Fränkisches ^{77.6}
Magazin,

oder
Sammlungen



merkwürdiger, nützlicher Grundsätze
und Erfahrungen

aus der

Naturlehre, Naturgeschichte, Arzney-
kunde, Moral, Landwirthschaft &c.

Erstes Stück.

Manngfaltigkeit gefällt. Einförmigkeit mißfällt.

• Nürnberg,
bey Johann Eberhard Sch, 1779.

Geometrisches

Handbuch

von
L. E. D. D. R.

1860

Geometrisches



6546

~~010298~~



5



Einleitung.

Was ist angenehmer, als diejenige Beschäftigung; seinen Nebenmenschen nützlich zu seyn? — Und mit welchem Vergnügen habe ich diese gegenwärtige Schrift unternommen, welche ich in dem Vorbericht meines encyclopädischen Kalenders auf das gegenwärtige Jahr angekündigt hatte.

Meine Absicht bey der Herausgabe dieser Schrift ist also keine andre, als den ge-

meinen Mann, etwas näher mit den Wissenschaften bekannt zu machen, seinen Nutzen befördern und ihm nicht allein einen hinlänglichen Begriff derjenigen Dinge beyzubringen, mit welchen er sich am meisten beschäftigt; sondern auch seinen Verstand durch nützliche Kenntnisse anderer Dinge mehr aufzuklären; und ihn der Gesellschaft der Menschen, als ein brauchbares und nützlichcs Mitglied darzustellen.

Da es bekannt genug ist, daß viele hundert, ja viele tausend unter unsern Nebenmenschen sind, die alle ihre Handlungen und Geschäften, nach einer von ihren Großeltern hergeerbten Gewohnheit, ganz mechanisch verrichten, ohne eine weitere Denkungsart dabey nöthig zu haben. Diese nun werden bey einem jeden außerordentlichen Zufall ganz außer aller Fassung gesezet, und wenn sie sich weder zu rathen noch zu helfen wissen, dann wird leider die Vorsicht angeklaget, da doch die Schuld mehrentheils an uns selbst lieget, wenn wir bey einer unrichtigen Kenntniß der Dinge, die Sache auf einer ganz andern Seite ansehen, und folglich auch ganz entgegengezetzt behandeln.

Es wird auch ein jeder leicht einsehen können, wie nothwendig es dem gemeinen Mann

Männ seye, eine Kenntniß derjenigen Sachen zu erlangen, mit welchen er sich am meisten beschäftigt. Wir haben zwar im gegenwärtigen Zeitpunkt keinen Mangel an Schriften, welche zur besten Kenntniß der Wissenschaften zureichend sind, allein ihrer Kostbarkeit wegen, bleiben sie zu weit von demjenigen entfernt, der die mehreste Kenntniß nöthig hat.

Dieses hat mich bewogen, gegenwärtige Blätter herauszugeben, und ich werde suchen, nach diesem entworfenen Plane die Kenntniß der Wissenschaften auszubreiten. Der Inhalt dieser Bogen wird aus der Landwirthschaft, Naturlehre, Naturkunde, Moral, auch Arzneykunde bestehen. Und obgleich die Landwirthschaft eines der vornehmsten meiner Augenmerke ist, so werde ich mich dennoch bestreben, die Naturkunde, so viel als hierzu nöthig seyn wird, mit derselben zu verbinden. Wer die ökonomischen Schriften des Herrn Rathmeisters Reichardt in Erfurth gelesen hat, und wet weiß, was für Nutzen derselbe von seinem Ackerbau ziehet, der wird es mir zugesehen, wenn ich behaupte, daß die Naturkunde in der Oekonomie ganz unentbehrlich sey. Gibt es nicht viele Arten Gewürme und Insekten, welche dem Gärtner und dem Landmann

äusserst schädlich sind? Soll es ihnen gleichgültig seyn können, diesen Schaden zu ertragen, ohne auf Mittel zu denken, diese Thiere zu vermindern? — Ich glaube dieses beneinen zu dürfen! Allein wie wenig wird hier können ausgerichtet werden, wenn man nicht eine genaue Kenntniß dieser feindseligen Gäste zum Grunde leget. Ich darf sagen, daß man auf diese Art schon manches entdeckt hat. Man weiß Mittel wider den Erdfloh, den Feind junger Pflanzen, wider den Kornwurm, den Feind einer ehrlichen Nahrung, und wider anderes schädliches Ungeziefer. Und diese Mittel hat man den Naturforschern zu danken. Aber unzählige Insekten sind noch schädlich, ohne daß man ihrer Raubbegierde Einhalt thun, oder gar verhindern kann. Der Mangel einer genugsamen Kenntniß derselbigen ist die Hauptursache hierzu. Und wie nützlich wäre eine Beschäftigung, welche bloß den allgemeinen Nutzen zum Endzweck hätte. Niemand wäre zu dergleichen Beobachtungen geschickter, als der Landgeistliche (welcher sich bey müßigen Stunden der Naturkunde ergäbe) und ich glaube gewiß, man würde es zu einer großen Vollkommenheit bringen können, wenn sich mehrere solche Freunde der Natur auf dem Lande vereinigten, und durch wiederholte Proben auf Mit-

tel

tel bedacht wären, erst die eigentliche Natur des Insekts, und seine Nahrung zu kennen, hernach aber auch das zu untersuchen, was demselben zuwider, oder gar tödlich sey. Und hierdurch würde diese Sache zu einer weit größern Vollkommenheit können gebracht werden.

Und würde nicht das Beyspiel eines solchen Landgeistlichen viele aus seiner Gemeine reizen, demselben zu folgen, und ein sorgfältiges Auge auf die Natur zu richten? Freylich wird man aus dem gemeinen Mann so leicht keinen wahren Naturforscher ziehen, aber das ist auch nicht nöthig. Genug, wenn er aufhört, die Natur so flüchtig zu betrachten, als er bisher gethan hat. Hieraus entspringet sodann ein zweyfacher Nutzen. Erstlich wird dadurch der so schädliche Aberglaube glücklich erstickt. Zum andern, wird auch die Oekonomie hierdurch auf bessere Grundsätze gebauet, welches ohne dieses nicht geschehen könnte. —

Was nun noch die übrige Einrichtung dieser Schrift anbelanget, so hat der Verleger sich entschlossen, alle Monat ein Stück, welches 4 bis 6 Bogen enthalten wird, herauszugeben, und auch wenn

es die Materie erfordert, daß Kupferstiche nöthig wären, so wird derselbe nicht ermangeln, diese hierzu stehen zu lassen. Auch werden Beiträge, welche entweder an mich, oder an den Verleger eingeschickt werden, wenn solche meine Absicht entsprechen, eingerückt werden, doch werden solche, wie alle Briefe, Postfrey ausgehen. Geschrieben in Nürnberg, im Märzmonat 1779.

Joh. Christ. Sappe,
 der Naturkunde und Oekonomie
 Geschickten.





Anmerkung

von dem Nutzen, die Landstrassen mit
Bäumen zu besetzen, und welche hierzu
am nützlichsten sind.

Man glaubet gemeiniglich, daß der ganze Nutzen der Bäume an den Landstrassen darinnen bestehe, daß die Reisenden, sonderlich zu Winters- und Nachtzeit den Weg sicher finden könnten. Weil nun die, so das Sehen zu verrichten haben, sich vorstellen, sie wüßten die Wege doch wohl zu finden, und dem lieblosen Gedanken bey sich hegen: Ein jeder thue die Augen auf, so verschwindet bey ihnen alle Einsicht, dieses an sich gewiß großen Vortheils, und der Zwang erweckt in ihnen Widerwillen und Untreue, daß durch also Arbeit nie der gesuchte Endweck erreicht wird. — Könnte man diese Leute dahin bringen, daß sie sich die traurigen Exempel vieler im Winter verirreten, und öfters dadurch verunglückten Menschen jammern ließen; und ihnen begreiflich machen, wie viel daran gelegen, keinen einzigen Menschen dergleichen Gefahr bloß zu stellen, so

würde dieser einzige Nutzen, den die Pflanzung der Wege darreicht; ihre Gemüther williger und treuer, und ihre Hände geschäftiger machen; es gehöret dieses aber freylich nur zu den frommen Wünschen, denen weiter nichts als die Erfüllung fehlet. Man merke sich daher einen andern Nutzen, der das Interesse betrifft, wenn die Landstrassen gehörig besetzt und die Absichten erreicht sind. An vielen Orten schreyet jedermann über Holzmangel. Und diesen Klagen wäre hiedurch abzuhelfen. Man rechne einmal, eine öfters etliche Meilen lange Strasse, man zähle die Bäume, so da stehen können! Man würde eine grosse Anzahl herausbringen. — Ich vermute, daß man mir gleich einwenden wird, was helfen die Bäume am Wege, wir dürfen sie ja nicht abhauen? Ich antworte: was helfen die Bäume im Walde? Die sollen auch nicht von jederman abgehauen werden; gleichwohl geben die Wälder jährlich die nöthige Feuerung ab, und eben einen solchen Zins können unter kluger Aufsicht die Bäume an der Landstrasse auch abwerfen. *) Freylich könnte man hier einwerfen, daß man wohl an einigen Orten die Landstrassen mit Bäumen besetzt findet, aber dens noch fast keinen Nutzen sehen kann. Man erlaube

*) Es werden freylich hiezu grosse Landstrassen erfordert, aber auch an den kleinen ist der Nutzen beträchtlich, wiewohl auf eine ganz andere Art, wie ich weiter unten zeigen werde.

laube mir aber hernach zu sagen wie es angehen würde. Wie sind die erwähnte Wege besetzt? Alle Frühjahre kommt gemeiniglich an solchen Orten die Ordee, diese Anstalten zu erneuern. Mit Verdruß befehlen die Vorgesetzten den Unterthanen, Bäume zu setzen. Mit Verdruß laufen diese in die Gärten, reißen Kirsch- und Pflaumenbäume, oder vielmehr Sträucher aus, lassen solche wohl etliche Tage bloß liegen, darauf wird ein Loch gemacht, der Baum hinein gestopft, zugetreten und angebunden. Unter zehn schlägt kaum einer aus, und unter diesen überlebt die Hälfte kaum dem ersten Winter. Die da bleiben fangen an zu blühen, und tragen Früchte, denn sind sie gewiß verlohren. Um ein paar unreife Kirsch- bricht der reisende Handwerksbursche den ganzen Baum herunter. Mittlerweile ist durch das Pflholz schon so viel Holz verschwendet, daß der Holymangel dadurch vergrößert, anstatt verringert wird.

Man wird leicht merken, daß ich nicht alle Bäume ohne Unterschied für tüchtig halte, die Landstrassen damit zu besetzen. Vor das erste sind alle Fruchttragende Bäume, sonderlich Kirsch- und Pflaumen hierzu am wenigsten dienlich. Sie gehen verlohren, und wenn sie auch bleiben, werden sie weder groß noch alt. Ingleichen sind die Eichen und Buchen nicht geschickt dazu. Es dauert gar zu lange, ehe sie groß werden, und sie haben einzeln die Art nicht,

nicht, als in Wäldern. Die Birken können im sandigen, so wie auch die Weiden im nas- sen Boden taugen; wo aber ein ordentliches, ja nur mittelmäßiges und nicht zu dürres Erd- reich ist, werden zweyerley Bäume, die ge- schwinde wachsen, das schönste Feuer und Nutz- holz geben, groß und alt werden, und leicht zu haben, ja überflüssig zu vermehren sind, die besten Dienste thun.

Der erste Baum ist die Löhne, Lenne, Lehne, Leimbaum, Ahornbaum, Ahorn, Aerie, Ehren, Buch oder Waldesche, Breitblatt, Weinblatt, Breitlaub, Uele. (*Acer Platanoides*) *) mit den grossen dem Weins- laube etwas ähnlichen Blättern. Er wächst häufig aus dem Saamen, und säet sich selbst. In zwanzig Jahren hat er 10 Zoll im Durch- schnitt seiner Dicke, und sein Holz ist bekann- termassen das schönste zu geheizter Arbeit, son- derlich zu Flintenschäften, daß man öfters eb-
nen

- *) Die Ahornbäume gehören unter die harten Laubholzarten, und erwachsen zu hohen und star- ken Bäumen, und werden oft auf den höchsten Gebirgen gefunden. Sie blühen im Monat May, und die Blüte sieht gelblich. Aus solcher erwachsen je zwey und zwey beisammen stehende dicke, runde, volle und mit einem grossen Flü- gel versehene Saamentörner. Dieser Saame der Ahornbäume erlangt seine Reife im Monat September, und ist alsdenn einzusamhlen. Er wird sogleich im Herbst noch in den Monaten October und November ausgesät.

nen solchen Stamm, um ihn dazu zu brauchen, mit 10 Thaler und drüber bezahlet. Käme es zugleich auf Parade an, so giebt dieser gewiß auch hierinn keinem einzigen etwas nach.*)

Der Saame dieses Baums erfordert, wenn er reif werden soll, eine warme Witterung, obgleich der Baum an sich selbst sehr dauerhaft ist, und die Kälte gleichwohl ertragen kann. Er wird daher nicht an allen Orten, auch nicht alle Jahre, besonders in den nördlichen Ländern, vollkommen reif. Man thut daher, wenn man diesen Baum aus den Säatzen pflanzen will, viel besser, man lasse solchen aus warmen Ländern, der Levante oder Italien kommen, so wächst er alsdenn schnell fort. Doch kann er auch eben so gut durch die von der Wurzel abstammende Nebenschossen fortgepflanzt werden.

Der

*) Die Rinde dieses Baums ist weiß und glatt, die jungen Triebe grün, und bey dem Abreißen der Blätter quillt eine Milch hervor. Die Knospen haben im Winter eine röthliche Farbe, und seine geraden aufgeschossenen glatten Zweige machen ihn auch ohne Blätter kenntlich. Er enthält einen süßen Saft, welcher bald in eine Gährung gehet, daraus läßt sich ein scharfer Esig und Branntwein zubereiten. Auch kann man daraus einen guten Landwacker erhalten, der aber nicht so süß macht als der Fremde. Auch schützt die scharfe Milch in den Blättern solche für den Insecten.

Der zweite Baum, der sich vorzüglich empfiehlt, ist die Esche, Asche, Wundholz, Gaisbaumasche. (*Fraxinus excelsior.*) Ein Baum, der fast zu diesem Zweck scheint geschaffen zu seyn. Denn die Esche hat einen hohen Wuchs, und giebt dabei einen starken geraden Stamm. Man findet sie in flachen Gegenden und Brüchen, und sie liebt schwattigte und feuchte Gegenden, und einen lockern Grund, ohnerachtet sie auch an Gebirgen anzutreffen ist. Ihre Rinde ist aschfarbig, braun und glatt, und bekommt im Alter Risse. Die stumpfen, weichen, dicken und saftreichen Enden der Zweige machen die Esche auch ohne Laub kenntlich. Die Esche säet sich wo sie steht, häufig genug, und ist folglich sehr leichte zu haben, in zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren giebt sie ein Bauholz von acht bis neun Zoll im Quadrat ab. Ihr Holz ist schön, sonderlich zu geboneter Arbeit, zur Feuerung hart genug, und über seine Dauer ist nichts. Man hat aus der Erfahrung gefunden, daß bey der Aufschraubung eines gesunkenen Zimmers, in welcher eichene und eschene Ständer waren: die eichenen alle abgefaulet, die eschenen aber in der Erde wie Eisen so hart geblieben. Was noch das vornehmste ist, so hat dieser Baum die Art, daß, wenn er abgehauen ist, seine Wurzel wohl zwanzig Sprossen hervortreibt, die in drey Jahren zu zehn Fuß hoch wachsen. Ferner dienet das Holz zu Brettern,

zu Schreiner, Dreher, Wagner, und Fassbindarbeit, und giebt auch gutes Koblholz. Im Anhalt, Dessaulschen werden die Eschen als Schlagholz genutzt. Die Blätter dienen für Schaafse und Rindvieh als ein Winterfutter, und werden dahero an verschiedenen Orten als Sackweiden gezogen und geköpft. Die Rinde giebt mit kaltem Wasser eine himmelblaue und grünlicht spielende Brühe, welche mit siedendem Wasser trüb, braun und bitter wird. Allein färbet sie nur schwach, durch Zusätze kann aber eine dauerhafte braune Farbe erhalten werden. Auch hat der Saft, daraus eine Art Manna bereitet wird, wie auch das innere der Rinde in der Medicin einen grossen Nutzen.

Die Fortpflanzung geschieht am besten durch den Saamen, wiewohl auch durch Wurzel sprossen. *) Die Hornissen, welche die äussere Rinde der jungen Stämme abfressen, sind ihre gefährlichsten Feinde.

Wenn man nun anstatt der Kirschbäume, Eschen an die Wege setze, so könnte man immer zu einem aushauen, und er würde seine Stelle gleich wieder ersetzen, daß man statt eines Baumes viele hätte, wovon man die schlechtesten aushauen, die besten aber zum Wuchs könnte stehen lassen. Alles was man an diesem Holz, wenn man es zum bauen brauchet, tadeln kan, ist, daß es gar starke Risse bekommt, vielleicht
aber

*) Die Anbauung der Esche werde ich in dem zweiten Stück ausführlicher beschreiben.

aber könnte diesem Uebel abgeholfen werden, wenn das Holz beschlagen, und ein Jahr im Schatten gehalten würde: Was man sonst dem Baume nachredet, daß er alles, was auch sein Schatten nur berührt, und so weit seine Wurzeln reichen, unfruchtbar mache, und zu keinem Wachsthum kommen lasse, ist wider die Erfahrung. Ich habe öfter als einmal gesehen, daß Fruchtbäume, die keine sechs bis sieben Schritte von einer sehr grossen Esche gestanden, und die ein Jahr um das andere ihre Früchte wie ihre Brüder getragen haben. Das ist wahr, wo eine Esche steht, wirft sie ihren Saamen weit und breit herum, der gehet öfters nach etlichen Jahren noch auf, und er kann, wenn er nahe an einem Garten steht, den ganzen Garten durch seine Brut verderben. Eben so ist es auch mit der Löhne; aber dies ist eben die beste Baumschule, wo man zu vielen jungen Stämmen gelangen kann. Man kann zwar nicht läugnen, daß die Esche (zumal wenn sie schon über ein Jahr alt ist) das Verfehen nicht liebet. Sie geht zwar nicht aus, allein sie bleibt einige Jahre im Wachsthum zurück. Was ich demnach oben von ihrer geschwinden Höhe und Stärke gesagt habe, gilt nur von denen, die aus Saamen gezogen und ihren Stand nie verändert haben. *)

Diesen

*) Alles was hier von der Esche behauptet worden, gilt zugleich auch von der Ulme oder dem Rüster.

Diesen zwey Arten von Bäumen kann man füglich noch eine dritte Art beyfügen, deren Anbau anzurathen wäre, und wovon ich an einen andern Ort ausführlicher handeln werde; nämlich den amerikanischen Schotendorn, oder unächte Acacienbaum (*Robinia pseudo Aca-cia*, Lin.) Dieser Baum ist aus Nordamerika zu uns gekommen, und empfiehlt sich seines besondern schnellen Wachthes wegen, so wie auch durch den angenehmen Geruch seiner Blüte. Er läßt sich durch den Saamen, noch leichter aber durch die Wurzelbrut vermehren, und kommt am besten in einem etwas feuchten Boden fort. Der überaus geschwinde Wuchs, in welchen er fast alle unsere einheimische Bäume übertrifft, machen seinen Anbau um so wichtiger, da er ein vortrefliches Feuerholz giebt, welches auch die brauchbarsten Kohlen verspricht. Auch geben seine Blätter und jungen Zweige ein gutes Futter für die Schafe. —

Wenn man nun diese angeführte Baumarten in Menge haben, selbige allenfalls durch den Saamen ziehen kann, und welches ich besonders empfehle, die Wege dichter, als ist die Bäume stehen, im Frühjahre, ehe der Baum Knospen treibet, damit besetzt, so kann nach den ersten zwanzig Jahren alle Jahre der zehnte Baum abgehauen und genützt werden. Die Landstrasse wird deswegen doch immer besetzt bleiben, und jeder weggehauener Baum sich selbst wieder so vielfach ersetzen, daß in den nächstfol-

B

fol.



folgenden zwanzig Jahren die Nutzung mehr als gedoppelt fällt.

Noch muß ich anführen, daß die Eschen auch jung so steif sind, daß sie keine Pfähle bedürfen. Wenn sie einen Zoll dick im Durchschnitt des Stammes sind, taugen sie am besten zum Versetzen, und man wird nicht nöthig haben, zehn Bäume zu Pfählen abzuhaufen, die kaum dreien zum Schutz und Fortkommen dienen, die auch öfters deswegen zum Schaden sind, weil sie oft zu Feuerholz weggestohlen, und die Bäume zugleich mit ruinirt werden. *)

Abhandlung von dem Nutzen des Obsts.

Es ist eine der unerkannten Wohlthat des gültigen Schöpfers, wenn er uns einen reichen Ueberfluß seines Segens in Ansehung des Obstes angedeihen läßt. Und niemand hat Ursache sich vor den vielen Genuß des reifen und guten Obstes zu fürchten, vielmehr wäre zu wünschen, daß allenthalben mehr davon gespeißt würde. Sollte Tiffots Ansehen noch nicht hin:

*) Dieser Aufsatz möchte freylich nicht bey allen Landstrassen angehen können, aber dennoch würde er sich bey den Strossen desto besser empfehlen, und auch bey einigen kleinen würde er im kleinen zu machen seyn, und auch da würde sich schon der grosse Nutzen zum Vergnügen des Landesherrn und zum wahren Vortheil des Vaterlandes ungemein veroffenbaren.

hinlänglich seyn, jemanden zu überzeugen, daß das Obstessen der Gesundheit sehr zuträglich, und sogar bey der rothen Ruhr heilsam sey? So könnte die Erfahrung und das Beispiel eines grossen Monarchen davon belehren, welchem allezeit Beysäße von allerley Obstarten an den Seiten des Zimmers hingestellet werden, damit er, seiner Gewohnheit nach, wenn er von seinem Schreibtisch aufstehet, überall darnach greifen könne. Dieser Monarch hat seine Gesundheit und Stärke der Natur, mehr seiner Diät, und dem Genuß des Obstes, als den Künsten der Aerzte bezumessen. Wer nach der Mahlzeit ein Sodbrennen empfindet, darf nur nach Tische Aepfel essen, und wird niemals mehr über dieses Uebel klagen. Diejenigen, welche den rothen Wein nicht lassen wollen, und dabey mit Leibverstopfungen beschweret sind, dürfen nur alle Tage, und insonderheit gegen die Zeit des Schlafengehens einige säuerliche Aepfel speisen, so dürfen sie diesen Lieblingswein nicht verläugnen. Viele beschweren sich, daß sie vom Genuß des Obstes allezeit Schmerzen im Leibe fühlen, wenn sie nicht dabey einen Liqueur oder Brandewein zu sich nehmen. Allein diese Unbequemlichkeit darf nicht erst durch Brandewein, sondern kann selbst durch das Obst gehoben werden. Man isset nämlich zum Schluß der Mahlzeit Borsdorfer Aepfel und welsche Nüsse zusammen. Es müssen aber diese letztere rein vom Geschmack und wohl getrocknet seyn.

Man läßt sie daher am Baum recht reif und völlig werden, nimmt sie aus der grünen äussern Schale heraus, in welcher sie zuletzt faulen, und trocknet sie an einem lustigen Orte. Wenn man dies nicht beobachtet, so ist der Geschmack der Nüsse verdorben, und dem Magen ungesund. Wenn sie aber auf die vorbeschriebene Art getrocknet werden, so haben sie von ihrer ange-trockneten Haut, die, so lange die Nüsse noch frisch sind, widrig ist, und daher abgezogen wird, nach dem Vorschrift mäßigen Trocknen, eine gemäßigte Bitterkeit, die, wie alle bittere Sachen, etwas stärkendes für den Magen mit sich führet. Der Kern hat zugleich die Kraft, den Ausbruch einer Kolick zu verhindern, die etwa von fetten Speisen entstehen könnte. Viele, die stark zu reden haben, und gerne Nüsse essen, klagen, daß sie von diesen heiser werden, oder sich wohl gar den Husten erregen. Aber beides ist nicht zu besorgen, wenn man die Nüsse zugleich mit geschälten Äpfeln speiset, welche Vermischung eine der angenehmsten für den Geschmack ist.

Da das Obst eine so gesunde und angenehme Speise darreicht, so wäre wohl zu wünschen, daß dessen Anbau überall vermehret werden möchte, damit auch der arme Landmann sich künftig desselben zu seiner Erquickung an allen Orten in gleicher Menge bedienen könnte. Und ob wie gleich hier überhaupt keinen Mangel an Obst, auch an gutem Obste haben; so wird man doch
leicht

leicht zugeben, daß es möglich wäre, auch hier-
 tunen weiter zu kommen, und theils in größe-
 rer Menge das Obst zu gewinnen, theils auch
 bessere Arten davon zu ziehen.

Alle, welche von der Haushaltung an aus-
 wärtigen Orten einige Kenntniß haben, wissen,
 was der Obstbau einem Lande für Nutzen bring-
 en kann. Viele Landschaften in Deutschland,
 besonders die am Rhein, in Böhmen, Sach-
 sen und in Franken, besitzen die Baumsfrüchte
 in so großem Ueberfluß, daß ihre Bewohner
 solche nicht selbst verbrauchen können. Man
 findet daselbst viele Landstrassen und Fußsteige
 mit Obstbäumen besetzt, und die Gärten sind
 ohnedem reichlich damit versehen. Es wird
 auch vieles Obst aus diesen Gegenden in die an-
 grenzenden Länder geliefert. Die Kirschen und
 Pflaumen sind daselbst bey mittelmäßigen Obst-
 jahren so häufig, daß die Eigenthümer diese
 Früchte in grosser Menge zu einem Mus kochen,
 solchen in Tonnen einschlagen, und in auswär-
 tige Länder verkaufen. Dieser Mus, an statt
 der Butter auf das Brod zu streichen, giebt
 eine wohlschmeckende Speise. Von Aepfel und
 Birnen werden die guten Gattungen so viel
 möglich frisch zu Gelde gemacht, und das übrige
 wird getrocknet und gebacken, und also in
 Geld verwandelt. Die schlechten Arten läßt
 man stampfen, und in grossen Fässern faulen,
 und gebraucht selbige alsdenn zum Esigbrauen,
 und Brandweimbrennen, wodurch diese Län-

der vieles Geld von den Fremden an sich ziehen; und bey dem eigenen öftern Genuß des getrockneten Obstes ihre Kornfrüchte noch überdies ersparen. Auch gebraucht man die ganz schlechten Obstfrüchte zur Schweinmast, und auch von den Quitten bereitet man einen vortreflichen Eszig, der den Weineszig weit übertrifft.

Es würde daher vielen Vorthail schaffen, wenn in allen Gegenden der Obstbau mit allen nur möglichen Eifer betrieben würde, so daß man dem Ackermann dazu einige Hülfe gäbe, um ihm dazu Muth einzusößen. Es wächst zwar schon an manchen Orten, zumal wenn gute Jahre eintreten, viel Obst, allein lange nicht so viel, als ein solches Land hervorbringen könnte, und in sehr einträglichen Jahren wird damit auch nicht recht wirthschaftlich verfahren. Das mehreste wird an solchen Orten frisch verzehret, und nur sehr wenig zu andern Behuf angewendet. Bauet man es in grosser Menge, so verdirbet sehr vieles, weil man, ausser dem wenigen, so getrocknet wird, frisch genießet, und den Ueberschuß recht zu nutzen nicht versteht. Die geringen Landleute wissen überdem an manchen Orten kaum, was getrocknetes Obst ist, und könnten davon eine wohlfeile Speise, oder doch wenigstens in Krankheiten eine Erquickung und Arzenei haben, die ihnen ohnedem desto nöthiger wäre, je weniger sie alsdenn etwas um sich haben, womit sie sich laden mögen. Man
findet

findet auch öfters an dergleichen Orten einen sehr guten Boden zum Obstbau, und es wäre möglich, die Baumfrüchte daselbst in eben so grosser Menge als anderswo zu erziehen. Und nur wenige Jahre würden dazu erfordert, um so wie jene Einwohner in Böhmen und Sachsen einen beträchtlichen Nutzen davon einzubringen. Dies aber hält den dürftigen Landmann zurück, daß er nichts auf eine Anstalt verwenden kann, die ihm allererst nach einigen Jahren Vortheil schafft, indem er von seiner Arbeit in demselben Jahr die Nutzung einzusammeln gewohnt ist, solches auch seiner grossen Armuth wegen nothwendig bedarf.

Vorerst würde es schon weit gebracht seyn, wenn man den Landmann in das Vermögen setzen könnte, sich so viel Obstbäume bezulegen, als er, sich und die Seinen damit bisweilen zu speisen und in Krankheiten zu erquicken, nöthig hat. Mich dünket, daß dies dadurch schon einigermaßen würde befördert und der Weg dazu gebahnet werden, wenn die Besitzer adelicher Güter, oder auch Amtleute und Pächter, mehrere Aufmerksamkeit und Fleiß auf ihre Obstgärten zu ihren eigenen Besten verwendete, und hierdurch theils den Ackermann zur verhältnismässigen Nachahmung anfeuereten, theils ihm beförderlich seyn möchten, mit wenigen Kosten, oder auch gegen einige zu leistende Hülfedienste zu guten Stämmen aus den von ihnen angelegten Baum-

schulen zu gelangen. *) Wenn einige vornehme und grosse Landwirthe, die bisher nur auf die Dummheit und Vorurtheil der Bauern geschmähet, zu ihrem eigenen Vortheil dem niedrigen Landmann mit ihrem Beispiel vorgehen, und sich selbst mehr damit abgeben wollten, Obstbäume zu pflanzen, und der Bauer sähe, wie der daraus entstehende Nutzen mit der Zeit die angewandte Arbeit hinreichend belohnete, und wie auch in schlechten Obstjahren die Menge der Bäume den Mangel ersetzte, so würde ihn dieses Beispiel ermuntern, die Hand ans Werk zu legen. Die Geistlichen, wie auch die Kirchen- und Dorfschulmeister könnten auch durch ihren Vorgang vieles dazu beitragen, so wie man bisher von vielen die verwerfliche Nachlässigkeit anführen muß, da sie in zehn, auch wohl zwanzig und mehr Jahren nicht daran gedacht, sich einen guten Obstbaum bezulegen.

Selbst

*) Ich habe mich öfters wundern müssen, daß die Landleute nicht darauf Bedacht genommen, sich selbst Baumschulen ganz ohne Kosten anzulegen, welches am allerleichtesten geschehen könnte, wenn sie im Frühjahre die Fruchtkerne von dem Obst, welches sie den Winter über genossen, bey Umgrabung ihrer Hecken mit hinein säeten, welches einen zweyfachen Nutzen hätte, denn erstens könnten sie die geraden jungen aus diesen Kernen entstandenen Bäume zum Versehen nehmen; zum andern würde durch die krüppelartigen die Hecke selbst verbessert, und sie bekämen auf diese Weise eine Baumschule, ohne alle Kosten, und mit ganz geringer Mühe.

Selbst die Armuth kann niemand, der nur ein kleines Gartenplätzchen bey seiner Wohnung hat, entschädigen. Daß er das Pfropfen und Oculliren nicht versteht, und dafür andere bezahlen müßte, dürfte ihn auch nicht einmahl davon abhalten. Denn obgleich dieses nicht so schwer zu lernen ist, so lassen sich auch schon viele gute Obstarten aus bloßen Kernen ziehen, besonders aus Aepfel und Birnkernen, welches ich an einem andern Orte ausführlicher zeigen werde. Sollten aber die eigenen ohne alle Kunst hervorgebrachten Früchte, wider Vermuthen nicht einen recht guten Geschmack haben, so wäre es alsdann noch Zeit, solche zu pfropfen. Es leidet daher die alte Meynung eine öftere Ausnahme, daß aus Kernen und Saamen auch der Kernste nicht kann zu Geld gelangen, und wer nur einigen Platz dazu hat, handelt gegen sich und die Seinigen sehr sorglos, wenn er nicht auf die Anpflanzung einiger Obstbäume die wenige Mühe verwendet.

Mit der Zeit, und bey grösserer Vermehrung des Obstes könnte schon auch an solchen Orten darauf gedacht werden, die entbehrliche Menge auf allerley Art mit großen Vortheil anzuwenden. Barum sollte es unmöglich seyn, daß auch in dergleichen Gegenden nach Verlauf einiger Jahre der Zider oder Obstmost sollte verfertigt werden können, welches ein aus Aepfel oder Birn ausgepreßtes Getränk ist, das vermittelst der Gährung einen recht weinsäuerlichen

Geschmack annimmt? Die Engländer sind hierinnen Meister, und auch die Deutschen haben in einigen Gegenden denselben glücklich nachgeahmet. Und vielleicht ist die Beschreibung von dessen Zubereitung so wirksam, einige zu ermuntern, auf die Vermehrung der Baumfrüchte ihre Aufmerksamkeit zu ziehen.

Man wählet zu diesem Obstwein die Äpfel, die am schlechtesten für den Tisch und den Mund sind, indem solche den besten Zider geben. Spät Obst ist tauglicher, als das Frühe, saures besser, als süßes; doch geben die süßen Äpfel mit einer zähen Schalen auch einen guten Most. Je blasser die Schale von aussen ist, desto schlechter ist der Saft zum Wein; je röther aber desto besser, wenn der Apfel sonst etwas tauget. Je gelber das Fleisch ist, je besser wird die Farbe, die der Wein bekommt. Man ziehet auch die dichten und nach der Reifung etwas harten Äpfel den lockern und wässrigen vor. Diese geben zwar mehr, aber jene einen bessern Saft. Angefaulte Äpfel unter andere gemischt, oder auch allein gepreßt, geben guten Wein. Man nimmet dazu völlig reife Äpfel, die vom Baum fallen, theilet sie aber nach ihrer Reife in zwei bis drey Klassen, deren jede man auf einen Haufen wirft, bis sie ein wenig schwoizen und mürbe werden. Je weniger sie reif, und je mehr sie hart und herbe sind, desto länger müssen sie nach der Beschaffenheit des Wetters liegen. Durch solche Vorbereitung wird der Wein besser, und hält

hält sich auch länger, obwohl die frisch gekelterten, so wie sie vom Baume kommen, einen Fünftheil Saft oder Most mehr geben.

Die Zubereitung geschieht auf folgende Art: Man mahlt und zerstoßt in einem großen Mehltroge die Klasse der reifsten schwitzenden zuerst in kleine Theile, ohne Wasser, thut das gemahlene in ein Gefäß, und läßt das, so unten durch eine Röhre von selbst abfließet, auffassen, welches der beste Zider ist, und besonders aufbehalten wird, und alsdann presset man das Ueberbliebene oder die Träber (Trester) und verwähret das davon abgelaufene auch besonders. Und so verfähret man mit allen drey Haufen oder Klassen von Äpfeln, und erhält dadurch sechserley Obstwein von unterschiednem Geschmack, Farbe und Güte, nur muß so wie bey dem Traubenkelttern, alle mögliche Reinigkeit beobachtet werden. Sogleich nach dem Ablassen und Auspressen füllet man ihn auf Fässer. Man nimmt dazu nicht neue oder solche, in welcher ein verborgener Most gelegen, es sey denn, daß man sie vorher zugerichtet, damit sie weder der Farbe, noch dem Geruch und Geschmack des Mostes schaden. Man legt dieserhalben vorher Bier oder Wein in die neuen Fässer, oder brühet sie mit Wasser aus, worinnen viel Äpfel gekocht werden. In modrig riechende Fässer schüttet man etwas ungelöschten Kalk, und kaltes Wasser darauf, stopfet sie fest zu, und wälzet sie so lange herum, bis man kein Geräusch darinn

darinn mehr höret. Etliche Senfförner mit etwas Zuder abgerieben und ins Faß gethan, benehmen diesen auch den übeln Geschmack. Den Vorlauf, oder das was zuerst vor dem Stampfen und Pressen abgelaufen, füllet man gleich in das Faß, worinn er bleiben soll. Ist er unrein, so seihet man ihn vorher durch. Man machet das Faß ganz voll oder läset doch sehr wenig, und nur ein kleines Luftloch. Dies Vollmachen eines Fasses muß auf einmal, und nicht nach und nach geschehen. Je grösser das Faß ist, das man auf einmal voll macht, desto kräftiger wird der Wein. Wenn er vergohren, füllet man wieder auf, und stopfet das Faß nach und nach völlig zu. Man muß aber hiebey auf die Witterung sehen, damit das geistige nicht verfliege, und ein schwacher Wein werde, der sich gar nicht hält, welches bey einer großen Wärme zu geschehen pfleget.

Was nach der Presse abgelaufen, oder der Druckwein, wird auch gleich auf ein Faß gefüllet, und wenn sich das Unreine zu Boden gesetzt, welches nach der Beschaffenheit des Wetters in 24 oder 36 Stunden geschieht, in sein Faß gezogen, wo er bleiben soll, und alsdann so behandelt, wie der Vorlauf oder Vorlaß. Es ist gut, wenn man die Fässer, in welche man ihn füllet, vorher mit Schwefel ein wenig einbrennet, und bey der Gährung und dem Anfüllen und Ablassen, ihn so wie den Wein behandelt. Wenn er völlig vergohren, so sucht man ihm

den

den Geist, der ihn dauerhaft machen muß, zu erhalten und zu vermehren, auch ihn vor dem Werfen, oder neuen starken Gähren zu verwahren. Um ihn geistiger zu machen, setzet man keinen Brandwein zu, sondern eine mäßige Parthey reife Hollunderbeeren, und mahlet solche gleich unter die Aepfel, oder schüttet auch diese zerquetscht mit dem Most ins Faß.

Durch kühle und reine Keller, volle und fest zugespundete Fässer, Abhaltung der Winde, und der über die Fässer hinreichenden Luft, Verwahrung der Fässer vor aller Erschütterung, Verschaffung der Hesen aus dem Faß, und durch kluges Ablassen, wird das Werfen des Obstweins verhindert. Hat er sich bey Veränderung der Witterung, da man wohl auf ihn Acht haben muß, gewerfen, und ist etwas sauer worden, so kocht man zwey oder drey Hände voll Weizen, nimmet alsdenn die Kössen ab, daß er wie gekochter Reis aussiehet, und wirft solchen hinein, wodurch er zugleich geistiger, oder wie man zu sagen pfleget, genähret wird. Ist er dick und gau, sauer, so muß man durch eine neue Gährung das Unreine absondern, und sich setzen lassen. Man stößt etliche wenige Aepfel mit etwas von dem Obstwein zu einem Mus, und schüttet alles durchs Spundloch ins Faß. Ist er durch diese neue Gährung verbessert, so läset man ihn in ein anderes gutes Faß, und thut etwas von dem gekochten Weizen ins Faß. Der Obstwein ist wieder belebt, daß er trinkbar und
dauert

dauerhaft ist. Bisweilen glückt es auch, wenn man etliche frische gelegte Eyer zerschlägt, und sie ohne Ausnahm der Schalen so lange stößet, bis sie ein schäumendes Oel werden, welches man ins Faß schüttet. Ist der Zider hell, aber stumpf, so stehet er ab. Bisweilen wird er wieder hergestellt, wenn man die vorhin erwähnten vorgeschlagenen Mittel, ihn geistig zu machen gebrauchet.

Viele verderben den Obstwein durch das Wasser, das sie bey dem Mahlen dazu nehmen, durch die wenige Sorgfalt bey der Zubereitung und nachlässige Behandlung. Es ist besser, ihn so stark wie möglich zu machen, und wenn es einem um die Menge zu thun ist, so kann man lieber bey Tische Wasser zugießen. Borodócs fet Aepfel geben einen herrlichen, dem Nectarwein ähnlichen, und die Muskatellerblen einen dem Malvasie nahe kommenden Wein. Daß der Obstwein ein sehr gesundes Getränk sey, welches im Podagra, Gliederweh, Engbrüstigkeit, Verstopfung u. d. gl. heilsam ist; und die zähen Säfte auflöset, ist längst aus der Erfahrung bewiesen worden. Dergleichen Obstwein kan man auch aus andern saftigen Früchten, als Pflaumen, Spillen, Kirschen u. d. gl. verfertigen, indem, wenn der Saft zu dick ist, man ihn zum Gähren mit Wasser verdünnet, oder wenn er zu dünn und wässericht ist, ihn etwas kochet.

Es kann auch ferner bey einem größern Ueberschuß des Obstes, ein guter Brandewein daraus abgezogen werden. In solchem Fall würde man schon zu der Wissenschaft gelangen können, die bisher unbekannt gewesen war. Dem ganz dürftigen Landmann würde diese Benutzung zwar nicht zu statten kommen, indem die dazu nöthigen Gefäße nicht ohne viele Kosten angeschafft werden können. Allein bey Aemtern und adelichen Höfen, wo sich ohnedem Brandeweinbrennereyen befinden, würde dieser Versuch ohne Schwierigkeiten können angestellt werden. Es könnte auch mit der Zeit zum Eßigbrauen Rath geschafft werden, wenn vorher das Obst überflüssiger da wäre, so daß man nicht nöthig hätte, auswärtigen Eßig kommen zu lassen, indem der von Obst gebraute Eßig nicht allein von solcher Beschaffenheit, daß er dem Weineßig nicht viel nachgiebt, sondern in reinlichen Gefäßen sehr lange kann aufbehalten werden.

In einigen Gegenden Deutschlands, wo man das Sidermachen seit einigen Jahren angefangen, gießen die Landleute, wenn sie von den gequetschten Birnen, den Most schon ausgedrückt haben, auf die Träber einen Theil Wasser, lassen dasselbe einen oder zweyen Tage darüber stehen, drücken es alsdann noch einmal aus, und erhalten auf solche Weise einen guten Hausrunk. Andere stellen die mit Wasser übergossene Träber 3. 4. bis 5 Wochen lang in eine warme Stube, wo alles zu dem allerbesten Eßig versäuert,

säuert, den sie endlich ablaufen lassen, und das mit ihre Küche auf ein ganzes Jahr versehen.

Und hieraus wird ein jeder selbst leicht einsehen können, wie wichtig der Anbau des Obstes in der Landwirthschaft sey; und welche Vortheile daraus entstehen. Ich will nur annehmen, ein Baum in den andern gäbe des Jahrs nur für 30 kr. werth ab; (man hat aber Bäume, deren Früchte wohl mit einigen Gulden bezahlt werden, zumal wenn man Weineßig und Brandewein daraus machet, wo sich öfters der Ertrag eines Baums bis auf 15 und mehr Gulden erstrecket,) und setze dazu, daß in den Gärten und auf den Feldern hin und her zerstreuet auf der Markung eines geringen Weilers leicht tausend Obstbäume Raum haben können. Dieses angenommen, trägt also mit ganz geringen Kosten, und ohne viele Arbeit dabey zu haben, auch nach dem geringen Anschlag schon fünfhundert Gulden. Ist es also nicht ein Schade von beträchtlicher Grösse, wenn der Obstbau vernachlässiget wird? — Strenglich müßten die Diebe, welche bey dem Obstbau vielen Schaden anstiften, und öfters die Obstbäume mit Muthwillen beschädigen, nach aller Schärfe, und mit besondern Nachdruck gestraft werden. So strenge aber muß man auch dabey nicht denken, daß man dem Vorübergehenden einen Apfel oder Birn misgönnet, er soll die Freiheit genießen, sich mit solchen zu laben. Er darf aber den Baum weder besteigen, noch seine Zweige herunterreißen,

son

sondern sich nur, wie im Vorbengehen, mit dem Abgefallenen begnügen.

Unter allen Obstbäumen, leidet der Kirschbaum von den Obstdieben am mehresten, und es ist gemeiniglich bey ihm Frucht und Aeste mit einander verlohren. Diesem Uebel aber ist wohl am besten abzuhelfen, wenn solche Bäume nur in die Gärten, und nahe an die Wohnplätze gepflanzt werden. Weil, wenn man diese Obstsorte, aus dieser Ursache wollte ausgehen lassen, ein sehr beträchtlicher Schade entstehen würde. Denn es giebt Gegenden, in welchen jährlich, da die Kirschbäume sehr selten versagen, einige tausend Thaler aus den Kirschenwassern und Brandewein, gewonnen werden; und was von außen ohne dagegen gethanene Auslage in das Land gebracht wird.

Nebst diesen angeführten Obstarten verdienen auch die Zwetschgen oder Quetschen billig alle Achtung des Landwirths. Der Baum wächst bey mäßiger Pflege auch im schlechten Erdreiche schnell auf, und bekommet bald Früchte, und zwar gemeiniglich in Menge. Dies Obst ist frisch, gelocht, und gedörret allemal vorzüglich gut und gesund; es wird in Menge gedörret, verführt, und vermehrt hierdurch den Handel, auch wird es sehr wohl bezahlt. Der Most, der Esig, der Brandewein von ihnen ist allezeit vortreflich und viel; und dieses empfiehlt ihren Anbau am besten.

Abhandlung

von der Land-, Haushaltung.

Unter den Einrichtungen, welche Gott zum Besten seiner Geschöpfe hier auf Erden angeleget, ist auch die Haushaltung oder Oekonomie. Diese ist dreifach: Die erste ist die große natürliche Haushaltung, welche zwischen allen Erdarten, Kräutern und Thieren festgestellt ist, so daß je das eine dem andern zu seinem Unterhalt, und zum Bestand einer jeden Gattung, innerhalb ihrer selbst, dienen muß, ohne daß einige derselben weder völlig vergehen, noch auch über die Maasse und ein schickliches Verhältniß vermehrt werden.

Die andere ist die allgemeine Haushaltung eines jeden Staats, durch welche die Regierung alle Dinge so einrichten soll, daß ein jedes Mitglied, und eine jede Gesellschaft, sie seye groß oder klein, Bestand haben könne, ohne den übrigen Schaden zu thun; so daß kein Mangel an dem nothwendigen sich äussern, und auch das bequeme und angenehme gefunden werden möge.

Die dritte ist die besondere oder Privat-Haushaltung, in welcher eine jede Familie, oder ein jedes Glied in dem gesellschaftlichen Leben, die Gaben, welche ihm die Natur zum Unterhalt der Menschen gegeben hat, übet, und eine jede Sache zu ihrem rechten Gebrauch anwendet;

wendet; auch dasjenige, was für notwendig, möglich und gut erachtet wird, durch seine Sorgfalt vermehret.

Diese Oekonomie oder Haushaltungskunst, welche damit umgeheth, wie alle körperliche Dinge sollen handhirthet, verbessert, und zu ihrem rechten Gebrauch und größten Nutzen angewendet werden, fordert als unentbehrliche Schülffinnen, die Naturlehre, welche die Elemente, in Ansehung ihrer Eigenschaften und Wirkungen erforschet; und die Naturkunde, welche eine hinlängliche Erkenntniß von Steinen, Erdarten, Kräutern und Thiere nach ihrer Beschaffenheit, ihren Nutzen, ihrer Fortpflanzung und Verbesserung giebet. Diese drey Wissenschaften sind meines Erachtens, nebst der Erkenntniß Gottes, der Ordnung unseret Seligkeit, und die Arzneykunde, die eigentlichen Wissenschaften für die Einwohner der Erde, um dadurch ihr Wohlergehen, und ihre Glückseligkeit in zeitlichen Dingen zu erhalten. Sie reichen sich einander so die Hand, daß keine Haushaltungsgenossenschaft, und kein Mensch dieselbe gänzlich entbehren kann.

Von den drey verschiedenen Haushaltungen, oder gar zugleich von denen dazu erforderlichen Wissenschaften, hier ausführlich zu reden, erlauben mir die Schranken dieser Bögen nicht. Ich will also diesmal nur bey der dritten Art, folglich bey der besondern Haushaltung stehen bleiben, welche uns unsere notwendigste Be-

hülfnisse, Nahrung, Kleider, Wärme und Häuser verschaffet. Auch hier wird mit noch Zeit und Raum gebrechen, alles nach Erfordern der Umstände auszuführen. Und billig mache ich hier den Anfang, bey der im engsten Verstand genommenen Landwirthschaft. Hier wird alles gepflanzt, erzeugt, gesammelt, was wir vonnöthen haben. Hier lieget der wahre Grund zum besondern Reichthum des gemeinen Besten, und zur Macht und Stärke des ganzen Landes. Hier bekommen wir, wo es recht gehen soll viele tausend zu sehen, welche, um sich und die Ihrigen zu ernähren, im Schweiß ihres Angesichts die Erde säubern, anbauen und verbessern: zugleich aber einen Staat vermögend und ansehnlich, und dessen Herrn glücklich und mächtig zu machen.

Die Hütte des Landmanns ist eben so gewiß und unläugbar die Quelle des Wohlstands eines Landes, als die größte Flüsse ihr häufiges Wasser, lauter enge Quellen, und öfters kleinen fast unmerklichen Bächen zu danken haben. Wir sehen wie der einfältige Bauer das edelste Handwerk treibet, welches darinnen besteht, daß die Gaben, so Gott in die Natur zum Dienst des Menschen geleyet hat, wohl gebraucht, und bey ihrem Gebrauche verbessert werden. Wir sehen auch biweilen, daß er gewisse Stücke von der nützlichsten Erkenntnis besser als mancher Gelehrter verstehet, ob er schon seine Handthierung nur aus Beyspielen, und
durch

durch Gewohnheit erlernt, ohne den Grund und die Ursachen derselben einzusehen. Die Haushaltung des Landmannes ist also hauptsächlich auf eine Erfahrung gegründet, welche ursprünglich, entweder ein Zufall oder die Noth gelehret hat. Mehrentheils hält er sich daran, ohne dieselbe weder zu verändern noch zu verbessern. Hierzu hat er weder Herz, noch klare Begriffe, auch öfters nicht Vermögen genug. Gewohnheit, Vorurtheil und Einbildung, daß die bisherige Erfindungen die Besten seyen, und nicht selten Armuth, binden ihm nothwendig die Hände.

Wie schön, wie edelmüthig, wie wahrhaft verdienstlich muß es also seyn, wenn gelehrte, erfahrene und patriotische Männer, auf eigene Gefahr, demselben vorgehen, mühsame und kostbare Versuche machen, und mit Hinansehung ihres gegenwärtigen größern Ruhms, die Landarbeit durch ihre Erfindungen theils zu erleichtern, theils zu größerer Vollkommenheit zu erheben trachten.

Gefegnet! auf ewig gefegnet müssen die Fürsten eines Volks seyn, deren sonderbarer Schutz und gnädiges Wohlgefallen, die unfehlbare Belehrung einer solchen Bemühungen ist. Gefegnete Länder wo Joseph, Friedriche, Gustav, und Carl Theodor regieren! —

Alles was wir den Landbau nennen, ist nicht anders, als eine Erzeugung der natürlichen Dinge so wohl Pflanzen als Thiere, wel-

hen durch Arbeit und Kunst, nach den Befehlen der Naturlehre fortgeholfen wird, daß sie sich je mehr verbessern oder vermehren, so wie es unsere Umstände erfordern. Die Kunst besteht hauptsächlich darinnen, daß wir der Natur folgen, und ist also der Grund dazu, daß wir durch genaue Einsicht in die Naturkunde, die Sachen, welche man fortpflanzen, oder verbessern will, kennet; und aus der Naturlehre weiß die Eigenschaften der Elementen sich zu Nutzen zu machen, und also dasjenige was man unternehmen will, geschickt betreiben. Derjenige, der es in dieser Kunst weiter bringen, oder dieselbe verbessern will, muß nothwendig in obberühreter Wissenschaften stärker bewandert seyn, wenn er seinen Zweck glücklich erreichen will *).

Ein erfahrener Gärtner weiß jedes Gewächs nach seiner Art abzuwarten. Fragen wir ihn um die Gründe seines Verfahrens, so antwortet er unfehlbar, daß die Natur selbst ihm den Weg gewiesen; daß er von derselben erlernet, wo ein jegliches Kraut wild, in einer kalten oder warmen Gegend, im Schatten, oder auf freyen Felde, im Sande oder Lette, an einem trocknen oder feuchten Orte wachse: Richtet er sich nach einer solchen Anweisung der Natur, und verschafft jedem Gewächse eine anständige Erde

*) Ich werde bey einer andern Gelegenheit in diesen Blättern, die genaue Verwandtschaft der Naturlehre mit den Ackerbau in einer eigenen Abhandlung zeigen.

Erde, Feuchtigkeit u. s. f. so ist er im Stande nicht nur eben dasselbe Gewächs zu bekommen, sondern auch zu verbessern und zu vermehren, da er sonst bey minderer Kenntniss, blinde und schlecht ausschlagende Versuche macht.

Die besondere Haushaltungskunst aber wird am natürlichsten nach denjenigen eingetheilet, was wir verbessern oder vermehren wollen; und da keine andere Dinge sind als in dem Erd-Gewächs und Thierreich, so kann diese Eintheilung für die geschickteste gehalten werden; sie hat aber auch wieder ihre neue Eintheilungen. Was die erste betrifft, so ist hier nicht der Ort von den Bergwiesen zu reden. Dieses gehört nicht zu der besondern Landhaushaltung. Und ich halte mich also diesmal lediglich nur ein wenig bey den Erdsorten auf. Es ist also das erste, was von einem Landhaushalter erfordert wird, daß er die Erde, die er bearbeiten soll, genau kenne, und zu unterscheiden wisse.

Es findet sich wenige oder vielleicht gar keine Erdart in gewisser Menge auf der bearbeiteten Oberfläche unsers Bodens, die nicht mehr oder weniger mit andern Arten vermischt wäre. An sich selbst aber werden sie von den Naturforschern in folgende Hauptarten eingetheilet: schwarze Erde, Thon, Letten, Sand, Krebde und Ocker oder gelbe Erde. Die schwarze oder mit Recht sogenannte Nahrungserde ist wohl die vornehmste Sache für einen Landmann, indem durch dieselbe alle Gewächse ihre beste

und meiste Nahrung bekommen; so daß wann ein Haushalter hinlängliche solche Erde hat, die so beschaffen ist, wie sie seyn soll, bey sorgfältiger Bestellung derselben, sein Glück bey dem Landbau gewiß ist. Da aber auch eine solche Erde durch ein fleißiges etlichjähriges Tragen nothwendig geschwächt wird, und etwas von ihren nächststen Theilen verlieren muß, so ist natürlich, daß dieselbe mit solchen Düngen wieder erquickt und gestärket werde, welche das verlorne wieder ersetzen können. Dieses geschieht hauptsächlich auf zweyerley Weise. Durch das bewässern der Wiesen an denjenigen Orten, wo fruchtbare und Graszeugende Bäche eingeleitet werden können; anderswo aber, und insgemein auf allen Gründen, wo Ackerfrüchte gepflanzt werden, vermittelst des Mistes, als welcher in Menge solche Theile in sich enthält, die zur Beförderung der Gewächsen dienlich sind. Bey denen glücklichen Grundstücken denen leßbaren Wiesen, die in einigen Gegenden von Deutschland nicht selten gefunden werden, welche durch eine geschickte Bewässerung in dem unveränderlichen Stande bleiben, und alljährlich 2 bis 3. ja gar 4mal eine reiche Heuerndte liefern, will ich mich nicht aufhalten. Nur so viel will ich hier bemerken, daß vermuthlich durch Fleiß, Arbeit, Geschicklichkeit und sehr mäßigen Aufwand noch viel tausend Morgen trockenes und bisher schlecht benutztes Erdreich in das Beste verwandelt werden könne.

Ich

Ich habe ferner gesagt der Mist sey das Hauptmittel, durch welches die geschwächten Kräfte des Erdreichs wieder ersetzt werden. Gleichwie nun dieses an sich selbst unstreitig ist, so ist es auch eine ausgemachte Sache, daß derjenige der seine Misthäufen vermehren kann, auch seinen Acker und seine Wiesen verbessern; folglich seinen Viehstand vermehren könne. Und da diese drey vermehrte und verbesserte Stücke die Einnahme vergrößern, so ist die Vermehrung des Mistes bey einem Landmann die rechte Kunst Gold zu machen.

Wie aber, wann Acker und Wiesen aus den Viehställen nicht wieder erhalten was ihnen durch Hervorbringung des Getreides, und des Futters abgegangen ist? Wenn der Landmann sein Heu und Stroh nach der Stadt, zum Unterhalt der Pferde verkauft, welche dafelbst zur Nothdurft oder zum Pracht gehalten werden. Müssen nicht seine Güter durch eine so üble Haushaltung leiden, und namhaften Schaden nehmen? — Diese Fragen scheinen gearündet zu seyn; zumal da es leider dergleichen üble Wirthschaften giebt; allein den Schaden kann gar leicht, wenn man nur selbst will, abgeholfen werden. Denn was die Einfuhr in die Stadt anbelangt, so kann auch ein jeder solcher Hauswirth sich dabey ausdingen, daß er den Mist wieder bekommet, wie an vielen Orten Deutschlands gewöhnlich ist. Eben so ungegründet ist auch die Klage über den Mangel

des Mistes die Acker und Wiesen hinlänglich zu düngen, wenn man die Haushaltung in diesem Stücke verbessert und alles was hiezu tauglich ist, gebrauchet. Denn an denen dazu dienlichen Sachen fehlt es fast an keinen Orte, wenn sie nur nicht durch Faulheit und Unverstand verwahrloset, oder wie es fast überall geschiehet, als unnütz weggeworfen würden.

Alles ohne Ausnahme was von Gewächsen und Thieren verfaulen kann, ist zur Düngung dienlich. Man kann nicht zweifeln, daß ein grosser Theil der fetten Nahrungserde von verfaulten Gewächsen entstanden seye. Man weis aus der Erfahrung, daß von verfaulten Blättern und Kräutern eine eben so feine Erde entstehet als aus dem Mist. Es ist daher höchst nützlich, daß man alle Gewächse, die weder Menschen noch Vieh zur Speise dienen, sorgfältig sammle, und sie entweder im Mist, oder auch allein durch bequem abwechselnde Feuchtigleit und Dörre zu einer vollkommenen Fäulniß bringe, und hernach diese vermoderte Haufen mit dem Mist vermenge. Wie unbeschreiblich vieles wird nicht alljährlich von abgeschlachteten Thieren, sonderlich in Städten vernachlässiget, und von denen Flüssen unbenuzet weggeführt? Und was den Unrath von Menschen insbesondere anbetrifft, so hat man an vielen Orten, wegen seines üblen Geruchs, solchen zu gebrauchem den äussersten Ekel, da er doch mit Verstand gebrauchet einer der vortreflichsten Dünger ist.

ist. Durch einen Zusatz von Kalk, kann er binnen drey Monaten zu einer so vollkommenen Säure und Verwandlung gebracht werden, daß er seine vorige Unart verlieret, und in eine schwarzbraune vermoderte Erde ohne Geruch und ohne Geschmack verwandelt wird, die sehr fein ist, und so stark, wo nicht noch stärker als aller ander Mist treibet. Und wie viel wäre nicht auszurichten, wenn nur eine Erdart durch die andere verbessert würde? Wenn man auf kalten Grund hitzige, auf leichten Grund schwere Erde und so weiters führen möchte. Dieses ist das hauptsächlichste Kunststück, durch welches die kluge englische Haushalter den Acker, und Wiesenbau zu der erstaunlichen Vollkommenheit gebracht haben, die auf den heutigen Tag ihre Stärke, und die Grundsäule der Glückseligkeit ihres Reichs ausmachet. Blossen Lettensand, Kreidengrund, solche Erdarten; die wir in unserer sorglosen Einfalt als vollkommen unfruchtbar ansehen würden, haben sie durch diese zwar mühsame und zu Zeiten kostbare Mischung, zu dem allerbesten Gewächslande gemacht.

Was mit dem einzigen, fast aller Orten in geringer Tiefe zu findenden Mergel vortheilhaftes auszurichten seye werde ich bey einer andern Gelegenheit zeigen; wo ich überhaupt von den Düngen ein mehrers sagen werde.

Es ist aber die Erde und Mist zu glücklichem Wachsthum der Gewächse einzig nicht genug. Das Erdreich faulet und wird schimmlicht,

licht, wenn es einzig aus der Gewächserde besteht: Der Sand der doch an sich selbst den neuen Pflanzen keine Nahrung zu geben vermag, ist bey der Erde höchst nöthig, um für die Wurzel Oefnungen zu machen, und den Acker so locker zu halten, daß die Luft ihn frey durchdringen möge. Und überhaupt aber ist dieses noch anzumerken, daß der mehr mindere Zusatz von Sand, die mehrer oder mindere Leichtigkeit unserer gewöhnlichen angebauten Erdgattungen ausmachtet. Was nun die übrigen Erdarten, und ihre Vermischung unter einander betrifft, so muß ich solche auf eine andre Zeit versparen, wo ich es dem ausführlicher abhandeln werde, weil es hier zu weitläufig wäre; und zu viel Raum einnehmen würde.

Ich komme also zu den zweyten Theil der Landhaushaltung, und dieser betrifft den Acker- und Wiesenbau, den Wald und verschiedene andre Pflanzungen. Der Ackerbau erfordert eine sonderbare Aufmerksamkeit, so wohl auf die Erdart, als auf deren Zubereitung, auf die Ausfaat, und auf das Einerntden.

Es ist nicht genug, daß die Erdart zu den Gewächs, das darein gesäet werden soll, geschickt sey. Es liegt auch sehr vieles an deren Zubereitung. Daher ist es höchst wichtig, daß der Acker zu rechter Zeit, in gehöriger Tiefe, und so rein als möglich, geackert werde. Ueberhaupt kann diese Arbeit nicht zu oft geschehen, und dieser Grundsatz leidet nur wenige Ausnahmen

nahmen in gar leichtem und dürrem Erdreich; vieles, ja fast alles kommt darauf an, daß durch dieses Beackern der Grund recht locker gemacht, und das Unkraut vom Grund aus vertilget werde. Auf niedrigen Land, wo das Wasser allzu lange stehen bleibet, und für die Pflanzen Gefahr der Fäulniß zu besorgen, sind Wassergräben und Wasserfurchen unentbehrlich, und werden den fleißigen Landmann seine Mühe reichlich bezahlen. Der Mist, von welchem ich schon oben geredet, muß nicht ohne Auswahl auf jeden Acker gebracht werden. So wenig hitzige Erde Schaf und Pferdmist vertragen kann, so übel bauet sich hingegen kaltes Land mit Dünger von Schweinen, Ochsen und dergleichen, wie dann auch überhaupt roher und unverfaulter Dünger in nassen Erdreich besser als in trockenem anschläget. Von was Art es aber immer sey, so soll er niemalsen zu Sommerszeit auf den Acker gebracht, und daselbst lange Zeit über zu feinen Haufen zerstreuet, der Hitze und dem Winde ausgesetzt werden; denn auf diese Weise dünstet er aus, wird weggewehet, und verlieret seine Feuchtsakeit, wodurch weit mehr von seinen Kräften verlohren gehet, als sich unbeforgte Haushälter vorstellen können.

Die eigentliche Zeit zum Ausäen der verschiedenen Feldfrüchten läßt sich nicht leichtlich bestimmen; zumal da sie von verschiedenen zufälligen Umständen von der Beschaffenheit des

Erd:

Erdreichs, von dessen Lage, von der Witterung und dergleichen abhänget.

In Ansehen der Sommerfrüchte hat der große Naturforscher Linnäus zur Regel gegeben, daß jeder Ort die Aussaat bestellen solle, wenn daselbst die Bäume ausgeschlagen haben. Und dieser Rath scheint sich auf die Natur selbst zu gründen *).

Wie tief eine jede Art des Samens unter die Erde zu bringen seyn soll, und wie viel dessen auf einen Morgen Landes zu säen, läßt sich so gar eigentlich im Allgemeinen nicht bestimmen. Nur will ich hier anmerken, daß durch das abzu schnelle Unterbringung des Samens, ein großer Theil entweder den Vögeln zum Raub, oder von der Kälte und den Frühlingfrösten zu Grunde gerichtet wird; so daß ich nicht nur vermuthen, sonder fast wirklich versichern kann, daß mit schicklichem Ackergeräthe zu dieser wichtigen Arbeit wenigstens ein Drittheil, wo nicht gar die Hälfte Samens, ohne einige Verminderung der Erndte erspart werden könnte. Sorgfältig gemachte Versuche,

*) Doch kommet es auch auf die Arten der Sommerfrüchte sehr vieles an; unter denen der Hafer (oder Haber wie ihn andere nennen) am frühesten und zwar gleich in den ersten Tagen des Frühlinges gesät wird. Und bey der Wintersaat, wird gemeinlich der September als am besten hier zugenommen. Doch kann auch noch etwas später das Feld darzu bestellt werden.

che, haben dieses wirklich bey ein und anderer Getreidart bestättiget. Ob die Erndte mit der Sichel oder mit der Sense, oder einen andern zum Mähen eingerichteten Geräthe geschehen soll, solches kommt auf die Art des Getreides, auf die Menge desselben, auf die Beschaffenheit des Ackers, und auf die Anzahl der Arbeiter an. Wo es nicht an Leuten fehlet, so scheint die Sichel das beste Werkzeug zu seyn, die allzugroße Verschüttung und das Ausfallen des Kornes auf dem Acker zu verhüten.

Noch habe ich etwas von dem Wiesenbau, als einen eben so aufmerksamen Gegenstand, als der Ackerbau der Landwirthschaft, anführen wollen.

Denn gemeinlich wird der Grad der Güte einer Landhanshaltung nach der Vielheit der Morgen ihrer Wiesen, die sie bey der Anzahl der Morgen Aecker hat; dann je mehr ein Landwirth Wiesen hat, je mehr kann er Vieh halten und je mehr sammlet er Dung, und hierdurch kann er seine Felder auch mehr verbessern. Die Lage einer guten Wiese muß mehrertheil so seyn daß sie alle Vertieffung einnehmen, und überall so liegen, daß sie von den Anhöhen, aus den Aeckern, Strassen, Dörfern und dergleichen können gewässert werden. Und wenn die Lage auf diese Art ist, so müssen auch die geschäftigen Hände des Landmannes dergleichen Zuflüsse verschaffen. Es werden daher die Gräben gegraben und das Wasser von den Hauptgräben

ben auch in Nebengraben geleitet, damit solches alles im gleichem Maasse verströmet wird. Wie aber dieses geschiehet, und wie dergleichen Gräben geführt werden, darf ich hier wohl nicht erst sagen, da es die gesunde Vernunft eines jeden Landwirth selbst lehret, und auch weil diese Art so einfach ist, daß ich sie überall wo ich gewesen war, auf gleiche Weise angetroffen hatte. Wenn jemand Gelegenheit hat, in einer Anhöhe einen kleinen Teich zu errichten, so ist es sehr nützlich, da er wenn trockne Zeiten kommen, das erwärmte Wasser durch Rinnen allenthalben auf die Wiese verströmen kann. Oder wenn ein Fluß in der Nähe ist, so kann man vermittelst der Wasserräder, wie z. E. bey uns sehr üblich ist; das Wasser in die Wiesen leiten. Was aber mehr von dem Wiesenbau, so wohl des Natürlichen als wie auch des Künstlichen anzuführen nöthig wäre, muß ich um den Raum hierzu ersparen, einer eignen Abhandlung aufbehalten, welche ich bey Gelegenheit einzurücken werde. Auch die Anbauung des Holzes und deren Nutzen in der Landhaushaltung muß ich wegen ihrer Weitläufigkeit, in eine eigene Abhandlung versparen.

Ich komme also zum dritten Theil der Landhaushaltung, welche die Besorgung allerhand Viehes und nützlicher Thiere in sich begreift.

Die Viehzucht ist für einen Haushalter ein höchst wichtiger Punkt. Fleisch, Schmeer, Speck, Milch, Butter, Käse, Leder, Wolle, Daar,

Daar, Borsten, Horn, Klauen, Knochen, und noch darüber die Seele des Landbaues, der Mist, sind so viele Nothwendigkeiten, deren er ohne dieselbe, ohne baaren Ankauf entbehren muß. Es ist also sein größter Nutzen, wenn er der Viehzucht recht gründlich zu warten weiß. Alles was dabey zu beobachten ist, kann hier zwar nicht vollständig ausgeführt werden, so daß ich mich begnügen muß, nur eins und das andere hievon zu berühren. Bey den Viehställen will ich nur bemerken, daß wenn das Heu, wie öfters gewöhnlich ist, eben über den Stall seinen Platz hat, der Boden, auf welchen es geleyet wird, sein dicht und wohl gefüget seyn müsse, damit das Futter von dem Brodem oder Dampf des Viehes nicht angesteckt und verdorben werde. Auch ist nicht außer Acht zu lassen, daß wer das Vieh bey warmer Sommerwitterung inne behalten will, demselben auf ein oder die andere Weise so viel frische und freye Luft verschaffe, daß es von der Hitze nicht leiden müsse; wie ihm denn im Gegentheil auch zur Winterzeit eine wider die Kälte schlecht verwahrete Stallung eben so schädlich wäre. Ueber die Fütterung ist überhaupt verschiedenes zu erinnern, daß von vielen nachlässigen Haushaltern ganz oder zum Theil außer Acht gelassen wird. Ueberhaupt ist man nicht sorgfältig genug, auf Wiesen und Weiden den **Wasserschierling** *)
und

*) Cicuta. Linn. Diese Pflanze ist ein tödliches Gift für Menschen und für das Hornvieh. Sie äuffert ihre

und den Pferde-Samen *) auszurotten; da das erstere dieser Kräuter die Kühe, und das letztere die Pferde tödlich vergiftet; obgleich einige andere Thiere, und sonderlich die Ziegen, solche ohne Schaden genießen können. Wie oft werden nicht Schafe auf sumpfsichte Weide, und hingegen Kühe auf dürre, und von der Sonne ausgebrannte Plätze gebracht, und beyden Viehartarten durch diese üble Einrichtung vieler Schaden, und nicht selten ansteckende Krankheiten zugezogen? Wie nachlässig sind öfters die Hirten,
 das

ihre tödliche Wirkung anfänglich nach dem Genusse bey dem Magen, dessen Häute sie ansticht und entzündet, nachhero aber erstreckt sich dieselbe weiter, und gehet in das Geblüt. Diese Pflanze wächst an den Gräben und nassen Orten sehr gerne; daher es nöthig ist, daß Landwirthe, welche nasse Wiesen, oder auch Gräben an den Wiesen haben, auf diese Pflanze genaue Achtung geben, und sie desto sorgfältiger auszurotten suchen, je größern Schaden sie auf einmal auszurichten fähig ist.

*) Phellandrium. Die Zufälle, welches die Pferde von dem Genuß dieses Krauts bekommen, rühret wohl nicht von dem Kraut selbst her, sondern von einem Insekt, aus dem Geschlecht der Käuffläser, welches sich öfters in dem hohlen Stengel der Pflanze aufzuhalten pflaget. Dieses Insekt frisset sich durch den Magen bis ins Rückenmark hindurch, wenn es von einem Pferde mit dem Kraut gefressen worden, und verursachet eine Lähmung welche tödlich wird. Bey dem Hornvieh kann es keinen Schaden anrichten, weil dieses, diese Pflanze nicht frist.

Das durstige Vieh von faulen Pfützen und stinkenden Wasser abzutreiben, und es zu gesunder Tränke zu führen? Oesters hat auf eine solche Art die Trägheit des Hirtens in diesem wichtigen Stück nicht nur halbe Heerden, sondern ganze Landstriche verunglückt.

Die Fütterung im Stall ist auch nicht allezeit so beschaffen, wie sie seyn sollte. Viele legen dem Vieh aus einer alten und bösen Gewohnheit des Tages mehr nicht als dreymal, und sodann im Ueberflus, Futter vor; anstatt, daß solches in geringerer Menge des Tages fünfmal, zu möglich gleich abgetheilten Stunden ihm vorgesetzt werden sollte. Auf diese Weise wird es alles und mit Lust verzehret werden; da hingegen von nur drey großen Fütterungen das Vieh die Hälfte des Futters verlieret, und durch den Dampf und Athem solches unschmackhaft machet, und zu gutem Theil unter die Füße tritt. Auch ist es schon längstens bewährt erfunden worden, daß alles große Vieh ohne Ausnahme, sich sehr wohl dabey befindet, wenn es so wohl Morgens als Abends, sonderlich zur Winterszeit mit Wasser, davon die strenge Kälte abgeschreckt worden, getränkt wird.

Wie man aber auch immer das Vieh besorgen mag, so hüte man sich ja sorgfältig, daß man sich nicht mehres anschaffe, als man reichlich auszuwintern vermag; denn dadurch thut man sich den größten Schaden. Die Zucht wird von Jahr zu Jahr augenscheinlich schlechter, und der Früh-

lingshunger entkräftet es öfters dergestalt, daß dasselbe den ganzen Sommer über sich nicht wieder erhohlen kann.

Endlich ist auch ernstlich bey der Viehzucht dahin zu trachten, daß sich aller Orten erfahrene und verständige Viehärzte finden, die dem kranken Vieh mit kräftigern und sichern Mitteln, als mit abergläubischen zu helfen wissen. Auch verdient die Wichtigkeit der Sache ganz wohl, daß auf die viele gefährliche Stümpler scharfe Achtung gegeben, und auch in diesem Theil der Heilungskunst nicht einem jeden erlaubt würde, unter den Vorwand sein dürstiges Brod zu verdienen, den leichtgläubigen Nächsten in Schaden zu bringen.

Wer Gelegenheit und Wissenschaft hat, allerhand Federvieh, gemeine und welsche Hühner, Gänse, Enten und Tauben zu ziehen, kann sich damit einen ziemlichen Nutzen schaffen. Und in den waldigen Gegenden, wo die Gänse nicht glücklich fortkommen, da können hingegen Enten, mit gleichen Vortheil gehalten werden.

Niemand sehe ja diese Erziehung, des verschiedenen Federviehes als einen verächtlichen, und nichtsbedeutenden Theil, der Landhaushaltung an. Eine Ausrechnung, wie viel nur an Eiern, in einer mittelmäßigen Stadt jährlich aufgehet, wird zeigen, daß dieses fast unbemerkte Lebensmittel, die Einwohner auf einige tausend Gulden zu stehen komme. Und wem werden diese bezahlt? — Denen nächst umherwohnenden

den Landhaushaltern, denen die fleißige Hauswirthinnen mit weniger Mühe und noch weniger Kosten, eine solche nachthafte Steuer an die Nothdurft ihres Hauswesens herbeyschaffen. Hieraus wird man leicht abnehmen können, wie hoch sich der übrige, ungleich grössere Nutzen von der Zucht des Federviehes belausen müsse.

Auch die Fischzucht wird in der Landhaushaltung, wenn die Gelegenheit des Landes vortheilhaft dazu ist, einen beträchtlichen Nutzen abwerfen; freylich ist diese nicht an allen Orten mit Nutzen zu betreiben, allein sie wird öfters an denjenigen Gegenden, welche von der Natur selbst dazu ausersehen sind, sehr vernachlässiget.

Der Nutzen, den die Bienenzucht in der Landwirthschaft bringet, ist so offenbar, daß er einem jeden bekannt seyn muß; und dennoch sieht man dieselbe an vielen Orten vernachlässigen; welches um so viel mehr einen wundern muß, da dessen Vortheile so allgemein sind, und in der Gewalt eines jeden Armen, der auch nur eine elende Strohhütte besitzt, zu erlangen stehen. Denn weder Natur, noch Kunst, noch Befehl hat den Bienen Grenzen vorgeschrieben, oder ein Gehäge gemacht. Sie haben das Recht, aller Orten ihre Nahrung zu suchen, Auf dem magersten Heiden, in Aeckern und Wiesen, selbst in dem finstern Tannenwald finden sie ihr reichliches Auskommen. Ihre Vermehrung bey guter Wart ist unglaublich. Und worinnen beste-

het diese Wart? — Selbst ein Krüppel kann die Bienenstöcke zu hunderten besorgen. Wenn er sie zur Schwärmezeit im Korb sammelt, ihnen so viel von ihrer Sommerarbeit übrig läßt, als sie des Winters vornöthigen haben, und endlich sie vor strenger Kälte verwahret, so hat er alles gethan, was zu ihrer Erhaltung und glücklichen Fortkommen erfordert wird. Wie viel aber diese arbeitsamen Geschöpfe ihrem Besorger Nutzen schaffen, ist zu bekannt, als daß ich mich dabei aufhalten sollte.

Alles bisher gesagte zusammengenommen, macht nun ungefähr den Hauptgegenstand der Landhaushaltung aus, davon ich kaum einen schwachen ins kleine gebrachten Abriß gegeben habe. Denn ganze Bände voll wären kaum zu reichend, solchen im Großen nach allen seinen Theilen, und nach der Wichtigkeit und Würde auszuführen.

Unterricht

von der wahren Ursache der Erdhausen
auf niedrigen Wiesen, nebst der Art,
denselben vorzubeugen, und sie
wegzuräumen.

Es ist ohne Zweifel wohl bekannt, daß alle Erdhausen nicht von einerley Art sind; sie können aber insgemein in zwei Gattungen gebracht werden, die in gar vielen Dingen von einander

einander unterschieden sind. Zu der einen gehören die, so auf harten Lande, und zu der andern, die so auf niedrigen oder sumpfigen Wiesen u. s. f. gefunden werden. Derselben merklicher Unterschied bestehet, so viel ich erfahren, 1) in den Ursachen, wovon sie herrühren; denn die erste Art hat ihren Ursprung von allen dem, so auf der Stelle mehr als auf der andern eine Erhöhung verursachet, entweder von der Zerwühlung des Erdreichs durch das Graben der Maulwürfe oder von dem Aufwerfen der Erdschellen durch die Schweine, oder auch, wenn die Ameisen kleine Hügel um ihre Höhlen ziehen, u. s. w. welche Erhöhungen, wie klein sie auch anfänglich sind, dennoch immer mehr und mehr zunehmen, weil allerhand leichte Dinge, die blos auf dem Felde liegen, durch den Wind herumgeführt werden, bis sie sich an einer solchen Höhe oder Hügel häufen oder festsetzen, und desselben Grösse vermehren, woher man auch findet, daß die Erdhaufen mehrentheils länglicht sind, und sich auf den Wiesen, die mit Bergen oder Waldungen solchergestalt umgeben sind, daß nur eine Seite für den Wind offen stehet, nach dem Strich des Windes richten. Die andere Art wird von der Unterdrückung des Bodens verursacht, der zwischen dem Erdhaufen ist, welches unten gezeigt werden soll. 2) Sind diese beyden Arten von Erdhaufen, in Ansehung ihrer Gestalt sehr ungleich; denn die Erdhügel vom harten Boden sind mehrentheils gegen oben

zu rundlichter und hüglichter, die andern aber dagegen steiler und oben öfters weiter als unten, auch meistentheils oben auf flach. 3) Sind die Erdhausen im harten Boden nicht so tragbar als das übrige daherum liegende Feld, dahingegen die Erdhausen auf niedrigen Wiesen das meiste Gras tragen, insonderheit wo die Erdhügel dicke befsammen sind.

Mein Endzweck dieser Abhandlung ist zwar nur von der leztern Art, oder der Erdhügel sumpsichter Wiesen zu reden. Diese Erdhügel haben meistentheils ihren Ursprung daher, daß, das Vieh zu einer solchen Jahreszeit auf die Wiesen, auf die Weide getrieben wird; wenn d'es selben weich sind, da der Boden, wo ein Stück Vieh darauf kommt, tief niedergetreten wird, wodurch nicht allein die Graswurzeln verdorben werden, und ihre Kraft etwas hervorzubringen verlieren, sondern auch allezeit nach der Spur, Gruben bleiben, in welchen das lange stehende Wasser den Schaden verursacht, daß die Wurzeln, so sonst tauglich sind, davon wegfaulen müssen; wenn hernach die Wiese gänzlich trocken worden, fährt das Vieh fort, denselben Weg als zuvor zu gehen, weil es nicht so leicht ausgleitet, wenn es in die tiefe Bahne steigt, als wenn es auf die erhöhten, und mit Gras bewachsenen Flecken tritt. Und wenn es solchergestalt ein Jahr nach dem andern fortfähret, so kann der Grassame, der jährlich zwischen die Erdhügel fällt, und neue Gewächse hervorbringen

ihre feines und vieles Gewürzel den Boden befestiget, welche Eigenschaft dem sogenannten Thimotheusgras eigen ist. Auch muß man so lange, bis dieses geschehen, kein Vieh niemals auf solche Plätze weiden, wenn sie nicht ganz trocken und hart sind; denn so empfängt der Grassame, der zwischen die Erdhügel fällt, oder den man da aussäen will, Zeit und Raum einzunurzeln, und kann alodenn von den Fußstapfen des Viehes wenig Schaden leiden, wenn das Erdreich so trocken und hart ist, daß es unter denselben Füßen nicht von einander geht.



Patriotische Gedanken

über die

Gesundheitserhaltung des Landvolks.

Dem Nächsten nützlich seyn; ist unsere
größte Pflicht.

Es ist eine Pflicht für einen jeden Weltbürger, sich um das Wohl seiner Nebenmenschen zu bekümmern, und solches nach Möglichkeit zu befördern. Der beste Wunsch ist aber, wenn ihm die thätige Hülfe fehlet, frenlich nur ein frommes Verlangen, denn die Kräfte mangeln solches auszuüben; daher unterbleiben leider öfters die besten Entwürfe, wenn solche nicht von einer höhern und vermögendern Gewalt kräftig untersüget, und zu deren Erreichung zweckmäßige Verfügungen getroffen werden, und welches öfters ohne allzu großen Aufwand geschehen könnte. Man bemühet sich in unserm Tagen sehr, und fast in allen Ländern, den Staat mit fremden Kolonien zu bevölkern, und dadurch die innerliche Macht, sowohl zu vergrößern, als mehrere Hände zur Nahrung und zum Gewerbe zu beschäftigen. Man errichtet Manufakturen, und ziehet öfters mit großen Kosten fremde Arbeiten ins Land, um hierdurch die Handelschaft

als

als die Seele des Staats zu vermehren. Aber sollte nicht auch der Landmann, den man billig als das Leben des Staats ansehen kann, gleiche Aufmerksamkeit verdienen? — So vortreflich, und so sehr in die Augen fallend, der Nutzen von jenen ist; so sehr wäre anderseits zu wünschen, daß man auch zum Besten des armen Landmanns, eine solche Einrichtung bey entstehenden Krankheiten träfe, wodurch ihm Hülfe und schnelle Mittel zu seiner Erhaltung gereicht würden. Denn in dergleichen Umständen weis er sich die meiste Zeit weder zu rathen, noch zu helfen. Er ist leider öfters zu arm, sich eines weit entlegenen Arztes bedienen zu können; was will er bey solchen Umständen thun? — Er nimmt ganz ohne Kenntniß der Krankheit, seine Zuflucht zu verkehrten Hausmitteln und alten Weiberkuren, oder noch ungeschicktern Dorfbadern, *) die ihn gemeinlich durch den Tod von der Krankheit und allen Uebel befreien. Wie oft haben dergleichen traurige Begebenheiten mein Mitleid rege gemacht; ja wie oft klaget der Menschenfreund vergebens, wenn er sieht, wie öfters ganze Familien dahin sterben müssen, ohne daß

es

*) Ich rede hier nur von solchen, die durch eine eingebildete Eigenliebe, bey der größten Unwissenheit dennoch glauben, eine Kenntniß erlangt zu haben, weil sie einmal ein wenig in einem alten Arzneybuche gelesen; denn daß es auch unter den Landbadern, bisweilen sehr geschickte Männer giebt, ist mir gar wohl bekannt, welche hier aufgenommen sind.

es ihre Vermögensumstände erlauben, sich eines, etliche Meilen weit entfernten Arztes, bedienen zu können! Ich habe schon öfters darüber nachgedacht, ob denn keine Anstalt zu treffen seyn sollte, diesem Uebel abzuhelpfen. Und ich dünkte, da fast überall die heilsamsten Anstalten und Landesverbesserungen getroffen werden, welche öfters große Geldsummen erfordern, man sollte doch ein wenig auf die Gesundheitserhaltung der armen Bauern denken, da doch dieser Stand allen Großen, und allen Bürgern ihre Bedürfnisse zu verschaffen bestimmt ist. Wir haben Feuer-Gesellschaftskassen, wodurch den abgebrannten Unterthanen wieder empor geholfen wird, (der Schul und Wittwenkassen der Städte nicht zu gedenken.) Warum nicht auch eine Krankengesellschaftskasse für das verlassenne Bauernvolk? Ist ein guter Entwurf dazu so unmöglich, oder finden sich bey Ihe mehrere Schwierigkeiten, als bey jener? Ich dünkte wahrscheinlich behaupten zu können, daß jeder Landmann zu einem verhältnismäßigen Beitrag sich willig finden lassen dürfte, und seine Beylage desto lieber hergeben würde: je mehr ihm die Erhaltung seiner selbst, und seiner Familie am Herzen läge. Und wem sollte dieses nicht am Herzen liegen? — Ja ich zweifle auch nicht im geringsten daran, daß sich selbst in den Städten dergleichen menschenfreundlich gesinnte Patrioten finden würden. Die durch Ihre milde Thätigkeit einen kleinen freiwilligen Beitrag

sende

sendeten; um ein so löbliches Unternehmen zu unterstützen; und einen so großen Schaden zu verhüten zu helfen. Denn man berechne die vielen Unterthanen, welche in einem Jahre durch Krankheiten, auf solche Art, ohne Hülfe weggerafft worden; und man wird, wenn man aus jeden Dorfe nur drey Personen rechnet, über die Anzahl, und über den unerseßlichen Schaden, der einem Lande durch so frühzeitige Trennung viel zum Vortheil des Staates beschäftigter Familien, nach wenigen Jahren zuwächst, nicht wenig erstaunen. Gesezt auch, es wäre durch die Hülfe eines geschickten Arztes auch nur die Hälfte davon gerettet worden, so würde der Vortheil im Ganzen genommen, schon groß genug seyn; denn eine so glückselige und mit so wenigen Kosten verknüpfte Einrichtung verursachen könnten. Man könnte hier freylich einwenden, warum eine solche Einrichtung? Haben wir nicht Landphysicos, deren sich der Bauer, desto gewisser bedienen wird, wenn es die Noth erfordert? Allein man erwäge hiebei, daß der Kranke sich öfters mehr als drey Meilen weit von dem Physico befinde; und daß der abgeschickte Bothe solchen auch nicht allemal zu Hause antrifft; daß er es sich nicht zum Hauptgeschäfte machen kann, sich mit jedem Bauern weit einzulassen, und daß der größte Theil dieser armen Erdbürger zu unvermögend ist, sich einer solchen Hülfe zu bedienen; so wird man sehen, auf welchen schwachen Grunde diese Einwendung beruhet.

Und

Und ich dünkte, daß ein kleiner verhältnißmäßiger Beitrag, welcher alle Quartale erhoben würde, ein jeder Landmann desto lieber geben würde, je weniger ihm diese Ausgabe, die zu seinem zeitlichen Wohl gereicht, zur Last fallen könnte. Gerne würde er sein Schwärtschen beitragen, und einen solchen für sein Dorf bestimmten Arzt, als einen wohlthätigen Freund betrachten, der mit seinem, das Wohl der Seinigen befördert.

Freylich müste man einem solchen Landarzt etliche Dörfer zu seinem Kreise ansehen, in dessen Mitte er wohnen, und diese Dörfer alle vier oder sechs Wochen durchreisen müste, auch eine richtige Tabelle von allen Kranken, mit der Unterschrift des Predigers eines jeden Kirchspiels, der bey dieser nähern Einrichtung sich überaus nützlich zu bezeigen Gelegenheit hätte, zu führen, und solche Tabelle, nachdem es die Umstände erfordern, alle Monathe oder Quartale dem Ober-Collegio Medico überreichen. Fänden sich Kranke in einem Dorfe seines Distrikts; so müste nicht allein der Prediger des Orts ihm solches unverzüglich anzeigen, sondern er selbst auch sogleich mit einer nach der Reihe folgenden Dorffuhre, wie bey der Justiz eingeführet ist, so oft es nothwendig wäre, abgehohlet, und zurück gefahren werden.

Eine solche nach den Umständen einzurichtende Verfassung könnte nicht allein den Landseuchen Einhalt und Schranken setzen, sondern auch

auch die jährliche Todensliste, die man oft nicht ohne Verwunderung lesen kann, merklich verringern. Engelland kann uns hierinnen zum Beispiel dienen.

Und wie viele junge Aerzte würden durch eine solche neue Einrichtung nicht gezogen, und nachhero den Städten als einsichtsvolle Männer, welche die Wohlfahrt derselben bewirkten, zu Theil werden, ja wie viele Versuche und Erfahrungen könnten dadurch noch gesammelt werden, welche die Einsicht in die Arzneykunst vergrößerten, und der Menschheit zum Nutzen gereicheten? — Dieses ist nur ein kurzer Entwurf meiner Gedanken, welcher freylich erst einer noch weit größerer Ausdehnung bedarf, welche aber wider meine Absichten gewesen, weil ich hier gegenwärtiges nichts als nur einen Plan entwerfen wollte. Sollte man eine weitere Ausführung dieses Plans von mir verlangen, so wäre ich bereitwillig, so viel in meinen Kräften steht, solches zu liefern, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas zu dem Wohl meiner Mitbürger der Erde beitragen könnte.

Einige Gründe des Landbaues und des Wachstums, nach Anleitung des H. D. Home's Grundsätzen, entworfen.

Das erste und nöthigste was bey dem Landbaue in Betrachtung kommt, ist die unterschiedene Beschaffenheit des Erdreichs. Es
bleibt

gibt fette, sandigte, Thon-Mergel und magere Erden, deren immer eine durch die andere verbessert werden kann. Man kann ein mageres Land durch einen Zusatz von fetter Erde düngen. Man kann ein thonigtes durch einen Zusatz von Sand aufschließen und durchdringlicher machen; gleichwie man den Sand durch einen Zusatz von Thon, Erde binden, befestigen, und zum Wachstume geschickter machen kann. u. s. w.

Aus der Erfahrung erhellet, daß dasjenige Erdreich am fruchtbarsten sey, welches dem Einflusse der Luft, der Sonne und des Regens am meisten ausgesetzt ist. Die Luft enthält mancherley in sich, das zur Fruchtbarkeit eines Landes etwas beitragen kann, und aufmerksame Naturforscher haben lange entdeckt, daß ein Land, welches an Kräften ganz erschöpft worden ist, bloß dadurch eine neue Fruchtbarkeit erhalte, wenn es lange Zeit in der freien Luft liegt. Hierzu trägt der Einfluß der Sonne nicht wenig bey. Denn die Sonnenwärme hat etwas belebendes und erquickendes, das bisher noch niemand hinlänglich hat erklären können, ob es gleich die Erfahrung unwidersprechlich lehret. Eben der Unterschied, der zwischen einer durch irdisches Feuer erwärmeter Luft, und zwischen dem Einflusse der milden Wärme der Sonnenstralen in Absicht des Geschlechts der Thiere so augenscheinlich bemerkt wird, äussert sich auch

an den Gewächsen, die nimmermehr in den Treibhäusern zu einer solchen Vollkommenheit gebracht werden können, als wenn sie den steten Einfluß der Sonnenwärme genießen.

Der Regen ist endlich, wie Boerhaave sich schon ausgedrückt, eine wahrhafte Lauge des Dunstkreises. Es ist nichts Flüssiges in der Natur, das ihm an Wirkung in den Erdboden gleich käme. Er befeuchtet und düngt das Land auf die natürlichste und kräftigste Weise; und wir müssen ohne Widerrede eingestehen, daß alle Scharfsinnigkeit der Kunst nicht vermögend seyn würde, drey Substanzen an der Stelle der Luft, der Sonnenwärme und des Regens zu erfinden, welche auf gleiche Weise und in eben dem Grade der Vollkommenheit, wie sie dem Lande, Leben, Nahrung und Kräfte mittheilen könnten.

Da es aber nicht möglich ist, einem jeden Lande zu aller Zeit diese beste und natürlichste Hülfe in hinlänglichen Maasse zugeben, so hat sich der Fleiß der Menschen mit Erfindungen von allerley fruchtbarmachenden Materialien beschäftigt, worunter hauptsächlich der Mergel, Mist, und unterschiedene andere Zusammensetzungen gehören.

Die Versuche, die der H. Home mit dem Mergel angestellt hat, sind so sonderbar als möglich, aber hier zu weitläufig, anzuführen.

Es erhellet aber daraus, daß dieser Dünger eine fettige Erde sey, welche dem Thone gleichet, nur daß sie unterschiedene Farben hat. Wenn man sie ins Wasser leget, so löset sie sich auf und zerfällt zu einem Pulver. Sie gähret mit dem Sauern auf, und verwandelt sich in ein Salpeter-Salz. Wenn man sie mit Thonerde vermischt, so wird sie zu einem Dünger des Landes.

Man findet öfters in einerley Beete eine andere Erde, welche dem Mergel beynahе gleich kommt, dennoch aber nicht völlig damit einerley ist. Diese Erde verhindert aber vielmehr das Wachsthum, als daß sie es befördern sollte. Zu allem Glücke aber hat uns die Natur Mittel angezeigt, wodurch wir diese beyde, in ihren Wirkungen in das Erdreich, so sehr entgegengesetzte Körper, von einander unterscheiden können. Der Mergel läßt sich bearbeiten und polieren. Allein dieses kann mit der andern Erde nicht geschehen. Der Mergel hat einen sauren Geschmack, und wird, wenn man ihn mit Sauern vermischt, violettblau, wo die andere Erde dagegen grün wird. Wenn man den Mergel mit dieser Erde vermischt, so kann er die üble Wirkungen derselben verbessern, welche sie allein genommen, thun würde; weil er sich mit der Säuren vereiniget, die fressenden scharfen Theilchen derselben trennet, und im Wasser unlöslich macht. Durch diese Festigkeit werden sie ungeschickt, in die zarten Gefäße der Gewächse

E 2

einzu-

einzubringen, deren Bauart und Bewegung sie zerstören würden, wenn sie hineindrängen.

Der Kalk zehret das Land aus, indem er in kurzer Zeit alle öhligte Theile an sich zieht, und hierdurch wird er dem Wachsthum schädlich. Um diesem Unheil zuvor zukommen, ist nöthig, daß man das Land oft mit Mist und andern Düngern stärke und ernähre. Da der Kalk die Fäulniß verhindert, so muß man ihn nicht mit solchen Düngern vermischen, der noch nicht genug gefaullet ist. Hat er aber erst einmal den Grad der Fäulniß empfangen, den er haben muß, so kann man ihn mit Kalk bedecken, weil dieser die Dehle zurück hält und hindert, daß sie nicht hinweg dünstet.

Obgleich die Dehle und Salze, welche durch die Fäulung flüchtig geworden sind, und in die Luft sich erhoben haben, für das Land deswegen nicht verlohren gehen. Denn wenn sie wieder dichter werden, so fallen sie wieder auf das Land zurück, und machen es fruchtbar. Und hieraus erhellet, daß selbst die Fäulniß oder Zerstörung die Mutter des Wachsthums ist. Es ist wahr, die Fäulniß beleidiget die zarten Sinnen, und ist auch sogar der Gesundheit schädlich. Allein man muß, wegen ihrer guten Wirkungen, ihr das kleine Uebel vergeben. Ohne sie würde die Natur unaufgeschlossen und ohne Leben bleiben. Auch selbst die Asche der Gewächse kann selbst
als

als eine Art eines Düngers angesehen werden, welche das Land fruchtbar macht, weil sie aus einer Erde bestehet, die sich nicht zertheilet und aus einem kalischen Salze, welches die Säuren stark an sich ziehet.

Aus allen diesen erhellet, daß die vornehmsten Nahrungsmittel der Gewächse, Luft, Feuer, Wasser, Erde, Salze und Oehle sind. Da sich bey einer chymischen Zergliederung, alle diese Substanzen herausbringen lassen.

Doch bey dem allen ist es zu viel, von irgend einem Naturforscher zu hoffen, daß er uns das ganze Geheimniß des Wachsthums, und die ganze Wissenschaft des Landbaues in sichern allgemeinen Grundsätzen entdecken sollte. Diese Einsicht wird zu allen Zeiten ein Vorrecht der Gottheit bleiben, und wir werden bey allem unserm Fleiße noch immer gestehen müssen, daß der Fortgang unsere Rathschläge von gewissen uns verborgenen Ursachen abhängen, welche kein menschlicher Wit vorher zu vermuthen vermag. Es ist billig, daß man sich bemühet, eine Wissenschaft, die uns so sehr am Herzen liegen muß, zu demjenigen Grade der Vollkommenheit zu bringen, den ihr der Fleiß, die Geschicklichkeit, das Nachsinnen und die Versuche geben können. Allein wir müssen auch zufrieden seyn, wenn wir in dieser Sache das Schicksal aller derer erfahren müssen, die sich auf die Verbesserungen prak-

tischer Wissenschaften legen. Man nehme die Aerzte zu Beispielen. Wer kann wohl hoffen, daß sie aller ihrer unaufhörlichen Bemühungen und Entdeckungen ungeachtet, jemals so weit kommen würden, alle Krankheiten zu heilen, alle Ursachen derselben zu ergründen, oder vorher zu sehen, allen mit den besten Mitteln zu begegnen, und über alle Schwierigkeiten in allen Fällen zu triumphiren? — Eben so ist es auch mit dem Landbaue beschaffen; und alles was wir noch dabei hoffen können, ist daß wir geschicktere Landbauern erhalten dürften.



Betrach-

Betrachtung über die Vorbereitungen der Natur auf den Winter.

Groß ist der Herr! und alle seine Werke
Sind herrlich, groß und schön.
Wer muß sie nicht: die Wunder seiner Stärke
Im Schemot und Borne sehen?

Die Abwechslung der Jahreszeiten ist unserm Klima schlechterdings nöthig. Wir würden das in diesem Winter nicht sehn, was wir sind, wenn nicht ein warmer und trockner Sommer vorhergegangen wäre. Und der gegenwärtige Winter mit seiner Bitterung und gesammten Veränderungen hat seinen gewissen Einfluß in den künftigen Sommer. Wenn wir uns nun dabei vorstellen, daß selbst der erste Grund von den Ursachen und Wirkungen des gegenwärtigen Winters schon in dem ersten Winter liege, den die Erde nach der Schöpfung erlebet hat, und daß diese Kette von Ursachen und Wirkungen so viele tausend Jahre hindurch, ohne Verwicklung in der schönsten Harmonie und Ordnung habe fortgehen können und fortgegangen sey, so können wir uns wohl nicht der Empfindung erwehren, die uns das gloriose Bekenntniß abnöthiget: Groß sind die Werke des Herrn. - Er hat sie alle weislich geordnet.

Und wir bleiben hier nur bey einigen der besondern Wundern der Weisheit und Majestät des erhabensten Schöpfers, die uns der Winter darbietet, stehen. Zu diesen Wundern des Winters rechne ich erslich das besondere Gefühl, daß fast alle lebendige Geschöpfe davon schon lange vorher haben, ehe er ankömmt. Sie machen dazu alle Anstalten, damit er sie nicht überreile, und unbereitete finde. Und wie bewundernswürdig sind die Naturtriebe, welche der Schöpfer manchen Kreaturen in dieser Absicht eingepflanzet hat?

Ich will bey dem Menschen den Anfang machen. Worauf zielen alle seine Beschäftigungen im Sommer? Sich auf den Winter mit allen Bedürfnissen, wie es seine Umstände erlauben, zu versorgen. Wie elend aber würde er seyn, wenn ihn nicht die gütige Natur durch die Erndte, durch die Gartenfrüchte, durch Holz, und Kleider, durch tausend andere unerkannte Wohlthaten, daran die wenigsten nicht einmal gedenken, daß sie ihnen auf dem Winter zu statten kommen können, mit versorgen hülfe. Doch der Mensch hat Einsicht und Vernunft. Er kann auch das Künftige einigermaßen vorhersehen, und daher kommen uns die Maasregeln, die er gegen diese rauhe Jahreszeit nimmt, nicht so sehr bewundernswürdig vor. Aber andere Geschöpfe, die das Gefühl des Winters blos durch einen geheimen und unerklärbaren Naturtrieb haben, und dem Scheine nach, nach demselben eben

eben so klug, eben so vorsichtig handeln, als wenn sie mit Vernunft begabt wären; ja sich oft bey solchen Vorfällen zu helfen wissen, wo bey auch wohl die klügste Vernunft in Verlegenheit gerathen sollte. Das ist ein Umstand, der die höchste Aufmerksamkeit verdienet.

Unter den vierfüßigen Thieren gehöret der Bär, das Murmelthier, der Dachs, der Hamster u. s. w. zu den sogenannten Winterschläfern. Wie künstlich bereiten sie nicht ihre Winterquartiere? Um bey dem leztern stehen zu bleiben. Wie lange vorher sorgt dieses kluge Thier schon für seinen Wintervorrath. In der Weizenerndte trägt es ein, den besten Weizen, den es gleichsam aus den Aehren ausdrischt, und in seinen Baugbäcken in seine Höhle bringt. Man muß erstaunen, daß die Weisheit Gottes schon bey der Schöpfung auf die Bedürfnisse dieses Thieres gesehen, und solches an beyden Seiten des Kopfes inwendig mit zwey länglichten Blasen säcken versorgt habe, darinn es die Körner sammlet, und nachmals einträgt. Man irret sich also, wenn man glaubt, der Hamster nehme das Korn in die bloßen Bücken. Nein, es würde da zu naß werden, und nachmals in der Erde keimen und auswachsen, welches ihm im Winter ein großer Verlust seyn würde. In diesen Säcken bleibt es trocken, und damit trägt er ein. Ich besitze einen solchen Sack, und habe die Körner gezählet, die er fassen kann. Es waren 360 Körner, und die andere Hälfte dazu genommen,

beträgt alsdann 720 Weizenkörner. Nun wessden wir uns nicht mehr wundern, daß in einem Hamsterlager oft anderthalb Scheffel des besten Getreides angetrossen werde. Er weis auch seine Zeit aufs genaueste zu treffen, da er einträgt, noch mehr, er trägt just so viel ein, als er nöthig hat, und nach der Menge des eingetragenen Vorraths kann man den Schluß machen, ob der Winter lang oder kurz seyn werde. So lange er sein Loch oben offen läßt, frieret es gewiß noch nicht. So bald er es aber sorgfältig veremacht, ist der Winter da. Wie sonderbat sind diese Naturtriebe von dem Gefühl des Winters? Andere Thiere bereiten sich blos eine Höhle und welches Lager, ohne an Vorrath und Speise zu denken. Sie genießen nicht nur keine Nahrung, sondern sie können auch nicht. Die Kälte macht sie starre, hemmt die Ausdünstungen und andere Absonderungen. Nur das Fett, womit ihre Leib um die späte Herbstzeit gut versehen ist, geht ins Geblüt über, und ersetzt dasselbige. Man möchte sagen, dergleichen Thiere sähen ihren tiefen Schlaf voraus, und wüßten, daß sie alsdann keiner Nahrung bedürften, denn sie lassen es sich gar nicht angelegen seyn, einen Vorrath von Mundprovision zu sammeln, ob sie gleich viele andere Materialien zur Ausfütterung ihrer Höhle zusammen bringen. Der Zambster aber thut beides in seiner Höhle: er schläft und frißt, schläft von neuen, und frißt wieder, bis der Winter vorüber ist.

Noch

Noch andere Arten von Thieren, worunter ich die Amphibien rechne, fallen schon bey einem weit geringern Grade von Kälte, als der Frostpunkt ist, in eine Art von Beweglosigkeit, oder Erstarrung. Dies erfahren die Eidecken, Frösche, Kröten, Fledermäuse u. s. w. und das Bisamthier soll schon bey einer ganz mittelmäßigen Kälte starr werden. Kurz, alle dergleichen Thiere haben ein besonderes Gefühl des näher herbey kommenden Winters.

Wer sagt es den Vögeln, daß sie gegen den Winter aus unsern kalten Gegenden wegziehen, und wärmere suchen sollen? Der Storch verläßt uns schon in der Weizenerndte, und ist sicher vor Gertrud im Frühjahre, aber nie später wieder da. Darnach richtet sich auch seine ganze Oekonomie und Brützeit in unserm Klima. Ja, der Trieb, wegzuziehen, und den Winter nicht abzuwarten ist bey ihnen stärker, als die sonst bey allen Thieren so unüberwindlich starke Neigung zu ihren Jungen. Er läßt lieber ein paar schwache Jungen, die noch nicht recht fliegen können, zurück, und übergiebt sie ihrem Schicksal, als daß er zurück bleiben sollte. Die Wachtelei entfernen sich etwas später, nemlich zu Ende der Weizenerndte. Und sie sind alsdenn so fett und schwer, daß sie kaum von einem Acker auf den andern zu fliegen vermögen. Unbegreiflich ist es beynabe, daß sie so eine weite Reise unternehmen und vollenden können. Gleichwohl sind sie alle in einer Nacht verschwunden, und niemand

mand hat sie fliegen sehen. Wie vieles ist in der Natur unglaublich, und dennoch wahr! Artig ist die Bemerkung, die man zu Neapel, von den aus Afrika zurückkommenden Wachteln gemacht hat, daß sie alle giftig sind, und erst wohl acht Tage mit Getreide müssen gefüttert werden, ehe man sie sicher genießen kann. Die wilden Gänse fliegen ebenfalls des Nachts, wenn der Winter kälter werden will, und wir hören oft des Abends um zehn oder elf Uhr noch ihr Geschrey in hoher und stiller Luft. Die Kraniche sind mehrentheils ihre Begleiter. Die Schwalben ziehen auch späte von uns. Einige derselben stürzen sich in Moräste, und bleiben darinnen den Winter liegen, ohne zu faulen; andere vertriehen sich in hohle Löcher an den Ufern und Bergen; andere aber ziehen wirklich weg. Schon die heilige Schrift hat sich des Bildes der wegziehenden Vögel bedienet, die Unempfindlichkeit der Menschen zu beschämen.

Ein Storch unter dem Himmel weis seine Zeit; eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn sie wieder kommen sollen; aber mein Volk will das Recht des Herten nicht wissen.

Das merkwürdigste Gefühl von der Gegenwart und Wirkung des Winters haben unstreitig die Insekten. Man kann wahrhaftig die, in dieser Absicht sich äussernden Naturtriebe derselben nicht genugsam bewundern. Ich ärgere mich

nich allemal, wenn ich sehe, daß ein Gärtner oder ein anderer Gutsherr eines Gartens, die Eyerneſter der Stammraupen, an den Stämmen der Bäume zerknirschet; und von weiter nichts, (ohne dabey an etwas anders zu denken,) als von den Schaden spricht, den sie sonst im künftigen Frühjahre würden gethan haben. Ist es denn das alles, was dabey in Betrachtung kömmt? Warum füttert diese Phaläne, welche die Mutter der Stammraupen ist, ihre Eyer in ein so starkes Pelzwerk ein? Warum überziehet der Ringelvogel, der die Eyer immer im Ringel an den zarten Reifern der Bäume herumleget, solche mit einem so festen Leim, daß man sie kaum mit einem Messer losbrechen kann? Wer lehret die Spinne ihre Eyer ebenfalls in ein, der Wintereälte undurchdringliches seidenes Gespinnste einzuhüllen? Und wie viel Raupen verwahren sich auch bey ihrer Verpuppung mit künstlichen Gebäuden, (Kokons) da andere in die Erde kriechen, und darinn ihr Winterlager bereiten? Selbst die Blattläuse hören auf gegen den spätem Herbst, lebendige Junge zu gebären. Sie legen zuletzt noch Eyer, die mit einer so festen Schale versehen sind, daß die strengste Kälte den darinn eingeschlossenen Embryo nicht verletzen kann. Geschiehet nicht alles dieses, ihre Brut gegen die Gefahren des Winters in Sicherheit zu setzen? Tausend andere Beyspiele von den Käfern, Ameisen, Fliegen und Wespen nicht zu gedenken. Selbst unter dem zahlreichen Schmetterlings-

terlingsgeschlechte giebt es verschiedene Arten; die mit den vorgedachten vierfüßigen Thieren das Aehnliche haben, daß sie in einen tiefen Winterschlaf sinken, und darin ohne Speise und Nahrung so lange bleiben, bis sie die Frühlingssonne wieder aus ihren Schlupfwickeln hervorrufft. Beispiele genug von solchen Thieren, die ein geheimes und untrügliches Gefühl von dem näher kommenden Winter haben! Ich überlasse es der Empfindung meiner Leser, ob sie diesen besondern Umstand mit mir zu den Wandern des Winters rechnen wollen. Eines will ich hier nur noch anmerken. Kein Thier widerstrebt dem Gefühl des Winters; es bereitet sich zum voraus dazu. Beschämendes Beispiel für viele Menschen, die den Gefühl des Todes, als dem Winter des menschlichen Lebens, sinnlos entgegen arbeiten, und alles dazu beitragen, solches zu ersücken! Ist es Wunder, daß der Tod so viele Menschen unbereitete findet? —

Diese Gedanken führen mich zu einer andern Betrachtung, welche für unser Herz sehr interessant ist. Ich meine die unerkannten Wohlthaten Gottes, woran uns der Winter erinnert. Der Reiche, der Begüterte kann sich in der strengsten Winterkälte alle Bequemlichkeit verschaffen. Seine Ställe sind mit Holz versorgt: seine Wohnung ist fest und sicher, sein Zimmer reinlich und warm; seine Kleider der Jahreszeit angemessen. Er hat ausser den gewöhnlichen noch Ueberkleider und Pelze. Auch die traurigste Winternacht

schröck

schrockt ihn nicht. Er hat Betten und kann, wenn es die Noth erfordert, in seiner warmen Stube schlafen. Eben wird es Abend, und ich sehe noch einen armen Menschen, halbnackend, hungrig und durstig, auch wohl krank in der grimmigsten Kälte vor meinem warmen Zimmer vorüber zittern. Er weiß noch nicht, wo er in der Nacht bleiben will. Kein Obdach, keine Kleider, kein Bett, keinen Mund voll Brods, keine Hand voll Stroh, seine erfrorene Glieder zu decken, doch er hat noch unendlich weniger als das; es hat keinen menschlichen Freund, der sich seiner annähme, und ihm von seinem Uebersfluß mittheilte. Und doch auch dieser ist unser Bruder! — Hier ist der Punkt; hier ist der Gegenstand, woben sich ein jeder prüfen kann, wenn er sich in die Stelle dieses Armen setzt, ob die Zahl der unerkannten Wohlthaten Gottes im Kleinen für ihn noch sehr groß seyn? Und wie wenige haben Gott dafür gedankt? Nur noch eine Frage: Was würde aus unserer Haushaltung, aus unsern Geschäften, aus unserm ganzen Lebenszustande werden; wenn wir im Winter, des Lichts, des Holzes, des Feuers und anderer Bedürfnisse entbehren sollten? —

G. "

Die

Die Nothwendigkeit des Genusses einer freyen und frischen Luft aller Menschen.

Die Luft ist eines von den großen Geschenken der Vorsehung, das bey den meisten Menschen unter die unerkannten Wohlthaten des Himmels gerechnet werden muß. Sie umgiebt uns allenthalben, und durchströmet mit unsern Lebens- und Nahrungsäften die kleinsten Winkel unsers Körpers. Durch sie leben und athmen wir, und wenn wir uns die Mühe verdrießen lassen, ihre Kräfte, ihre Wirkungen, und unterschiedene Beschaffenheit kennen zu lernen, und diese Einsichten zu unserm Vorthell zu verwenden, so kann sie uns eben so leicht Krankheit und den Tod verursachen, als es gewiß ist, daß von ihren klugen Gebrauch, Leben und Wohlbefinden größtentheils abhänget. An sich selbst betrachtet, ist sie dem Menschen so unentbehrlich, als den Fischen das Wasser. Allein eine bloße Störung des Gleichgewichtes zwischen der äussern und der in unserm Körper befindlichen Luft, kann uns schon höchst gefährlich, und in gewissen Fällen tödlich werden. Die häufigen Abwechselungen von feuchter und kalter, warmer und trokner, schwerer und dünner Luft, besonders die Menge schädlicher Dünste, welche sie einzufangen fähig ist, und die wir mit dem Athem zugleich einziehen, sind lauter Eigenschaften, die unserer Gesundheit höchst nachtheilig werden, wenn wir nicht durch

Vorsicht und Fleiß den Gefahren ausweichen, die durch jeden Athemzug vergrößert werden können. Eine unreine Luft ist der unerbitlichste Feind unserer Gesundheit; und gleichwohl scheinen die meisten Menschen ein Verlöbde gethan zu haben, sich nie einen reinen Athemzug zu vergönnen, und sich beständig mit dem Dunstkreise ihrer eigenen und anderer eckler Dünste zu vergiften. Wenn ich zuweilen die Menge von Menschen sehe, die in einem engen und niedrigen Zimmer zusammengepackt leben, in welchem kein gesunder Partikel frischer Luft der Eingang verstattet wird; wenn ich sehe, wie gleichsam jeder den Hauch seines Nachbars auffängt und ihn begierig in sich zieht, und wie von dem Prudel unreiner Ausdünstungen, in den langen Winterabenden die Lichter verlöschen möchten; so erschrecke ich allemal von ganzen Herzen über das Füllhorn unzähliger Uebel, welches ich über diesen sichern Häuptern drohend zu erblicken glaube. Die Elenden, deren Armuth, schon über der Erde in den Häusern kein grösserer Raum vergönnet ist, als sie einst in der Erde einnehmen werden, verdienen anstatt alles Tadel, eine mitleidige Thräne, und von denen, welche Gott mit irdischen Gütern gesegnet hat, eine thätige Ermunterung in ihrem Elende. Diese Unglücklichen aber sind es nicht, denen ich durch meine Betrachtungen Vorwürfe machen könnte. Die Verunreinigung der Luft findet auch in grossen Zimmern statt, und ihre Folgen sind, nach unterschiedenen Graden immer dieselbigen.

Bei der unzähligen Menge trauriger Erfahrungen, deren Grund zum Unglück selten untersucht wird, muß man erstaunen, daß fast alle unsere neuen Moden und Gewohnheiten darauf abzielen scheinen, wie wir uns das Leben auf die leichteste Art verkürzen, oder wenigstens beschwerlicher machen wollen. Deynake hat es das Ansehen, als ob man keinen Zeitzerspariß, kein Vergnügen des Lebens mehr schmachhaft fände, als die man in unübersehbaren Gesellschaften genießt. Je größer die Anzahl der Menschen in einem verschlossnen Zimmer ist, desto stärker die Verunreinigung der Luft, und desto schwerer der Nachtheil für unsere Gesundheit, so daß ein Mensch nur ein wenig länger leben kann, wenn er in einem solchen Zimmer mit noch mehr als einem andern ist. Es giebt Leute mit so feinen Zungen, welche aus dem Geschmack nicht nur den Fluß, sondern auch den Ort des Flusses bestimmen können, wo ein Fisch, den sie gefischt, gefangen ist. Die Luft hat auf was einen eben so starken, wo nicht noch stärkern Einfluß als das Wasser auf die Fische; es ist daher nichts weniger als gleichgültig, in welcher Luft sich ein Mensch befindet. Wer je ein Zimmer betreten, worin seit langer Zeit keine frische Luft gekommen; wer bey heißen Wetter an morastigen Gegenden sich befunden, oder aus einer volkreichen Stadt aufs Land gezogen; wer schon an niedrigen Orten gewohnt hat, die abenthalben mit Anhöhen umgeben sind, und sich in eine Bergstadt begiebet, wer im Sommer die Luft des Morgens, beym Aufgang der Sonne einhalet,

Get,

Menschen hin, welche bey ihren glänzenden Umständen alle Bequemlichkeiten des Lebens, hätten genießen können. Die Unachtsamkeit armer, und öfters auch reicher Leute geht hierinnen so weit, daß, wenn sie nur keine Kälte auszusuchen haben, sie bey dem unsichtbaren Gifte, welches sie unvermerkt verzehret, völlig unempfindlich bleiben. Reiche und Arme, leben also in einerley Verthum, und sterben mit dem Trost, daß alle Menschen sterben müssen, frühzeitig dahin, ohne daß man über die Ursache ihres Todes besondere Betrachtungen anstellete.

Wollten die Menschen auf das, was ihnen Erfahrung und gesunde Vernunft befehlet, mehr aufmerksam seyn, so würden sie bald bemerken, daß alle schmerzhafteste Empfindungen von Hitze und Kälte, bey zu langer Dauer fähig sind, uns das Leben zu rauben. Die härtesten Naturen verlieren dabey, wenn sie zu einer unmäßigen Hitze, einem heftigen Frost, oder anhaltenden Feuchtigkeit ausgesetzt werden. Am allerschädlichsten aber ist eine Luft, die in Verderbniß gerathen, und nicht genugsam bewegt wird, wie die Luft der meisten Wohnstuben und Schlafkammern im Winter. Das Leben dessjenigen, der sie einathmet, schwankt nur noch hin und wieder, wie die Flammen eines Lichts, das eben verlöschen will.

Dauf sey es dem berühmten D. Zales wegen seiner Windsfädel oder Ventilators. Er, der verdient.

verdienstvolle Engländer hatte uns die Augen zuerst eröffnet, und zeigte, was für eine Menge Menschen zu Wasser und zu Lande dadurch erhalten werden können. Alles was von dieser vortreflichen Methode, in Ansehung der Schiffe, der Hospitäler, *) grosser und öffentlicher Gefängnisse u. s. w. wahr ist, kann auch von Schauspielörtern, Assembleen, großer Auktions- und Gerichtssälen, und selbst Vorzimmern großer Herren behauptet werden. So gar die große Menge Menschen in Kirchen gereichen der Gesundheit zum Nachtheil, wenn das Gewölbe nicht sehr hoch ist, besonders an Orten, wo sich die verderbliche Gewohnheit noch immer erhält, viele Todten darinnen beizusetzen. Wenige Menschen lassen sich die Gefahr einfallen, welcher sie sich an solchen Orten aussetzen.

Wie sehr hätte man also darauf zu sehen, den Zimmern eine genugsame frische Luft zu verschaffen? Man sollte nicht glauben, wie sehr ein

§ 3

oder

*) Es giebt freylich heut zu Tage sehr wenig Hospitäler mehr, wo dergleichen Luftsäbel angebracht sind, allein öfters verhindert der Eigensinn, der darinn sich aufhaltenden Personen, die davon zu hoffende gute Wirkung: am besten wird also gethan; wenn man solche an solchen Orten anbringen lässet, wo man nicht so leicht dazu kann, und wenn sie in die Fenster auch gerichtet werden müssen, so darf man nur keine Deckel zum Zuschliessen daran machen lassen, so kann man diesem übeln Verurtheil leicht abhelfen.

oder ein paar Finger breite Oefnung im obern Fenster Flügel die Luft reiniget, ohne jemand im geringsten Schaden zu thun. In einem großen Hospital oder Arbeitshause würde das freylich nicht genug seyn; aber in einem andern großen Zimmer ist solches oftmals schon hinlänglich. Keine Fenster sind hierzu vortheilhafter eingerichtet, als diejenigen, wo man durch Gewichte sowohl den obersten als untersten Flügel in die Höhe schiebt, und herunter läßt. Es wäre deshalb sehr zu wünschen, daß sie allgemeiner eingeföhret würden. Was man dem Tischler und Schlosser mehr geben müste, würde man am seltenern Gebrauch der Apotheke reichlich wieder ersparen.

Vornehme Leute, die in hohen und großen Zimmern wohnen, sind diesen Gefahren nicht so sehr unterworfen, als der geringere aber zahlreichste Theil der Menschen. Welch ein eigener, widerlicher und erstickender Geruch, schlägt einem nicht entgegen, wenn man in die enge, niedrige Stube eines Handwerkmannes tritt, der nebst einer zahlreichen Familie, etliche Gesellen um sich herum ausdünsten läßt! Eben so schlimm und noch schlimmer riecht es im Winter in den Stuben der Landleute, wo öfters Vater und Mutter, sieben bis acht Kinder, ein paar Knechte und Mägde, und überdies, auffer dem Hoshund und der Katze, noch einige junge Gänse oder Hühner sich versammelt finden, wovon jedes die Aus-

dünstun

dünstungen des andern einathmen muß; den Geruch von Käse und Milchwerk so wenig gerechnet, als den Tobackdampf, den Herr und Knecht oftmals wechselseitig einander zublafen. Welch eine Luft in einer solchen Stube! *) zumal da noch dazu in dem Ofen ein einseitlich großes Feuer gemacht wird! Ist es wohl Wunder, wenn alles den unseidlichen, so sehr kennbaren Geschmack annimmt, den die Kleider der Landleute fast nie, auch nicht einmal im Sommer verlieren, und wenn die Butter, so von der Milch, die in solchen Stuben stehet, gemacht wird, einen so entseztlichen Geschmack hat, daß sie zum Essen nicht zu gebrauchen ist? Die Fenster manchmal aufzumachen, daran ist bey den Bauern gar nicht zu gedenken, und die Wahrheit zu sagen, die nächste Luft, die in seine Stube dringen würde, ist nicht viel reiner, als die schon darinn befindlich ist. In den meisten Dörfern liegt gemeiniglich der Dünge fast gerade unter dem Fenstern, der Wohnstube, hievon steigt beständig ein faulender Geruch auf der in die Länge der Gesundheit höchst schädlich seyn, und lauter faulende böse

§ 4

artige

*) Ich habe dieses selbst schon öfters erfahren gehabt; und war erst am Schluß des vorigen Jahres zu einem Landschuster gekommen, wo es mir nicht möglich war, nur einige Minuten in dieser Stube auszuhauern: weil die Luft so verderben war, daß sie mir schwer zu athmen verursachte, und ich mich weit lieber der Kälte aussetzte, als meine Gesundheit dieser Stube aufzuopfern.

artige Fieber hervorbringen muß. Wer nun einmal an diesen Geruch gewöhnt ist, empfindet ihn zwar nicht mehr, die Ursache zu gefährlichen Krankheiten, wirkt aber dem ohngeachtet fort, und andere, die nicht daran gewöhnet sind, können am besten von der Gewalt des Eindrucks urtheilen, den dieser Gestank zu machen pflegt. Wird der Dünger auch endlich einmal abgefahren, so bleibt doch noch unter den Fenstern ein Sumpf von faulen Wassern übrig, dessen Ausdünstungen, besonders in der Hitze des Sommers, noch schädlicher sind, als die Dünste des bloßen Düngers, und sehr oft epidemische Krankheiten erzeugen, wodurch halbe Dörfer hingerafft werden. Durch alle diese angeführten Ursachen wird die Luft so verderbt, daß kein Mensch gesund bleiben würde, wenn die Landleute nicht mehrentheils von starker Leibesbeschaffenheit wären, und die mehreste Zeit des Jahres auf dem freien Felde und in frischer Luft zubrachten. Es ist indessen ausgemacht, daß ihre Gesundheit noch weit fester und dauerhafter seyn würde, wenn sie alle Tage ein paarmal Fenster und Thüren aufmachten. Alle diejenigen, die mehr Einsicht hiervon besitzen, und mit den Landleuten umzugehen Gelegenheit haben, sollien sich ein Gesetz und Vergnügen daraus machen, sie hineinzu eines bessern zu belehren, und ihre alte eingewurzelte Vorurtheile, an denen sie so harmackig hängen bleiben, austrotten zu helfen (welches die Landgeistlichen am besten aus-

üben könnten) so wie sie vielleicht die Obern durch Verordnungen zu besserer Anlegung ihrer Wohnhäuser †) und Missethäten einigermaßen zwingen müßten, gesund zu bleiben.

Das man die meisten und nächsten Gefahren einer verunreinigten und wenig temperirten Luft, die

§ 5

die

†) Man muß auch bey der Anlage der Häuser nicht vergessen, zu beobachten, daß wenn die Häuser entweder dicht an Bergen, oder tief in Thälern stehen, daß sie ja nicht in die Erde eingegraben werden; weil sie von solcher Lage feucht werden würden, wovon die Einwohner beschweret, und ihre Waare verderben müßte, die dann dadurch wieder Krankheiten veranlassen. Der harte Landmann empfindet nicht gleich anfänglich den Einfluß solcher feuchten Wohnungen: aber mit der Zeit thun sie doch Schaden, und man kann dieses am deutlichsten bey Kindbetterinnen und Kindern wahrnehmen. Man könnte dieser Ursache leicht vorbeugen, wenn man theils die Häuser nicht unten an Bergen und Anhöhen anlegte, theils auch den Fußboden der Diele einiger Zoll höher, als das benachbarte Erdreich machte, wozu eine Lage, Sand, kleiner Kiesel, zerschmetterter Ziegel, Kohlen oder anderer ähnlicher Sachen dienen könnte. Die Anlage im Bauen verdiente vielleicht die Aufmerksamkeit der Polizey, und man müßte alle, die bauen wollen, ernstlich ermahnen, hierinn die nöthige Vorsicht zu nehmen. Eine andere Vorsicht, welche noch weniger Umstände erfordert, ist die Häuser gegen Südosten zu bauen. Wenn sonst alle Umstände einerley sind, so ist dieses die gesündeste und vortheilhafteste Lage, und man erwählet gar oft eine andere, ohne den geringsten Grund davon zu wissen.

die uns unmittelbar umschwebet, vorzüglich im Winter zu fürchten habe, darf ich wohl nicht erst weitläufig beweisen. Obwohl ein heitrer und kalter Winter, wie jede Jahreszeit, seine Vortheile und Annehmlichkeiten hat, so ist er doch die eigentliche Periode des Jahres, wo es unserm Willkühr vorzüglich überlassen wird, in unsern Zimmern die Temperatur der uns umschwebenden Luft, nach eigenem Belieben einzurichten. Eine Freyheit, die oft im äuffersten Grade gemißbraucht wird! Ich ermahne daher meine Leser, wenn sie sich selbst lieben, wenn sie ihre Gesundheit und ihr Leben zu schätzen wissen; alle die Fehler, wovon ich im vorhergehenden geredet, sorgfältig zu vermeiden, und im Winter bey jedem heitern Sonnenblick, die Luft ihrer Wohn- und Schlafzimmer, so oft als möglich, zu erfrischen; den um sie her versammelten Dünsten durch eine leichte Oefnung in den Fensterscheiben einen freyen Abzug verstatten, und in Absicht der künstlichen Wärme eine gewisse Gleichheit und denjenigen Grad zu beobachten, der einer gemäßigten Sommerwärme am nächsten kommt.

Wenn Ihnen die Beobachtung dieser wenigen Regeln der Vorsicht nicht zu beschwerlich fällt, so können sie hoffen, den lächelnden Frühling heiter und fröhlich zu bewillkommen, und den reizenden Sommer, ohne körperliche Beschwerden erwarten zu können. Sind sie erst wieder
bis

bis dahin gekommen, so wird es ihnen leicht werden, auf den mit Gras, Kräutern, Stauden und Bäumen besetzten Feldern Geist und Leben einzuathmen. Die heilsamen Eigenschaften eines gesunden Dunstkreises lassen sich nirgends vollkommener empfinden, als in offenen freien Gegenden. Im Sommer ist die frische Morgenluft die zuträglichste. Wer sich dieses Vortheils aus dem phlegmatischen Grunde beraubet, zwischen vier Wänden in einem beklopptenen Dunstkreis seiner Bequemlichkeit zu pflegen; entziehet sich muthwilliger Weise eines der angenehmsten und erquickendsten Hülfsmittel, seine Gesundheit zu befestigen. Die sanften Kühleungen der Nacht theilen der Morgenluft neue belebende Kräfte mit, und der erquickende Thau, der mit allem Balsam der Blumen, worauf er sich anlegte, bereichert wurde, beschenkt, indem er nach und nach verduftet die Morgenluft mit den wirksamsten Arzneykräften. Mit jedem Athem ziehet man so zu sagen, die Quintessenz aller nahen balsamischen Pflanzen in sich. Nichts auf der Welt ist ein so kräftiges Erhaltungsmittel unsers Lebens, als dieser reine Luftbalsam. Die Munterkeit, die Erfrischung, die Stärke, der gesunde Appetit, alle die glücklichen Folgen des Genusses einer heitern Morgenluft sind weit kräftigere Beweise ihrer Vortheile, als alles was man sonst davon rühmen könnte. Wenn wir also im Winter die unvermeidlichen Beschwerden der uns umschwebenden unreinen

Luft

Luft, durch Vorsicht und Aufmerksamkeit nach allen Kräften vermindern; so werden wir uns noch oft der wohlthätigen Einflüsse jener balsamischen Ströme der Frühlings- und Sommerluft auf unsere Gesundheit zu erfreuen haben.

Etwas von Versekung der Bäume überhaupt.

Die Herbstversekung der Bäume und holzartigen Sträucher, ist der Versekung derselben im Frühjahre vorzuziehen. Am besten geschieht dieselbe in einem leichten Sandboden, der bald von der Sonnenhitze erwärmet wird, indem solches bereits im Herbst, bey gelinder Witterung sich zu setzen pflegen, und Wurzeln zu treiben anfangen, wosern sie zu Ausgange des Octobers verpflanzet, und nach dem Einsetzen sogleich oberhalb um den Stamm herum, mit kurzen Mist beleet werden; dieses giebt den Wurzeln Kräfte, und hält das Erdreich offen; und wosern kein harter Winter darauf folget, so fängt der Baum darunter sich zu bewurzeln an, welches zum Wachsthum ungemein vortheilhaft ist.

Man hat schon öfters im Herbst bemerket, daß, wo nur ein wenig Bedeckung von Laub oder andern Geräuschen oben über den Wurzeln gelegen hat, die jungen Bäume und Sträucher
ganze

ganze junge Wurzeln, von 3 bis 4 Zoll lang, getrieben haben, ob sich gleich im November ein etwas harter Frost eingestellt hatte.

In unsern Gegenden pfleget die Herbst-Witterung mehrentheils gelinde zu seyn. Bey solcher Witterung nun ist die niedrigstehende Sonne mit ihren Strahlen und eine gelinde Luft mit untermischten temperirten Regen, vermögend, die leichte Erde viel eher zu erwärmen, und vom Froste aufzulösen, als den schweren, strengen, und festen Leimgrund; ja, sie löset auch den Schnee schnell auf, daß dessen sehr nahehafte Kräfte zu den Wurzeln hinunter dringen können.

Denen im Frühjahre verpflanzten Bäumen und Holzsträuchern hingegen, gehen diese ungemein nahrhaften Säfte, und nach und nach eindringende Kräfte ab, welche unserm Erdreich durch die im Herbst gewöhnliche stürmische Witterung aus den rauschenden Meeren aufgehoben werden, sich in dunkle dicke Wolken bilden, und vermittelst aller vier Hauptwinde, der Erde zugeführt werden, es sey in Regen oder Schnee, damit das lebende Erdreich, welches in dem vergangenen Sommer von der heftigen Sonnenhitze, öfters mehr als zwey Fuß tief, aller Feuchtigkeit und Nahrungsäfte beraubet worden, und als eine gebrannte Asche anzusehen ist; von neuen, Erquickung und Säfte zu Belebung der aufgehenden Saamen und zum Wachsthum

thum und Trieb der Pflanzen und Bäume bekommen. Zur Frühjahrszeit stellen sich öfters schon im Märzmonath solche hohle austrocknende Winde ein, welche viele Säfte von unserm Erdreich in die Luft entführen; und wosfern uns der April nicht nach seiner Art mit erquickendem Regen gütlich ist, so leidet ein frisch eingepflanzter Baum sehr; und wosfern in dem darauf erfolgenden warmen Sommer, die gepflanzten Bäume nicht häufig einen Tag um den andern begossen werden, so ist es leicht einzusehen, daß sie denen im Herbst gepflanzten Bäumen unmöglich an Wachs- thum und Trieb gleich kommen können.

Wenn ich aber anrathen wollte, in niedrigen, was liegenden, obgleich nahrhaften Grund und Erdreiche Bäume im Herbst zu pflanzen, so würde ich wider meine Ueberzeugung handeln. Denn erstlich müssen alle Wurzeln eines Baumes, der verfest werden soll, einen frischen Einfluß, Schnitt erhalten; wird nun ein solcher Baum zur Herbstzeit in ein feuchtes Erdreich gepflanzt, welches auch wohl bey feuchter Winterwitterung ganz mit Wasser angefüllt wird, so dem Erdreiche gleich bis in das späte Frühjahr stehen bleibt, so setzet sich an der Rinne der Wurzel eine Fäulung an. Dieses gebietet schon eine Krankheit, und hemmet den Wachsthum; und ist das folgende Frühjahr naß und kalt, so würden viele von den Bäumen zu verderben anfangen.

Es ist daher sehr nöthig, daß, wenn ein Gärtner eine Anlage in dergleichen Grund und ein sehr naß liegendes Erdreich zu machen hat, er vorhero seinem Herrn, welcher wider alle Vernunft einen Garten in widriger Jahreszeit angepflanzt, und in Stand gesetzt sehen will; triftige und gründliche Vorstellungen thue, mit was vor Schaden dergleichen Arbeiten verbunden seyn. Hat derselbe dieses gethan, so hat er seine Schuldigkeit beobachtet, und es kann ihm nachher, wenn er es dennoch zur Unzeit thun muß, nicht zur Last geleyet werden; wenn die Bäume nicht wachsen wollen, sondern zu krancken anfangen, und nach und nach absterben.

Das Pflanzen der Bäume in garten Grund und Boden kann zur Herbst- und Frühjahrszeit geschehen; allein man findet nicht an allen Orten dergleichen Grund und Boden, es müßten öfters in dem allerschlechtesten Erdreich Lust Bäume und Küchen-Gärten angeleyet werden; es kann dieses auch füglich geschehen, wenn es dem Eigenthüms-Herrn nicht an Geld und Arbeiten gebricht, um schlechtes Erdreich aus- und gutes hineinzu führen zu lassen; in solchem Falle kann ein sönnünstiger Gärtner auch den herrlichsten und nutzbarsten Garten darstellen.

Inhalt.

- Einleitung. Seite 3.
Anmerkung von dem Nutzen, die Landstrassen
mit Bäumen zu besetzen, und welche hierzu
am nützlichsten sind. 9.
Abhandlung von dem Nutzen des Obsts. 8.
Abhandlung von der Landhaushaltung. 34.
Unterricht von der wahren Ursache der Erdhaufe
fen auf niedrigen Wiesen, weßi der Art, dens
selben vorzubeugen, und sie wegzuräumen.
14.
Patriotische Gedanken über die Gesandheitser
haltung des Landvolks. 59.
Einige Gründe des Landbaues, und des Wachst
thums, nach Anleitung des H. D. Homes
Grundsätzen entworfen. 64.
Betrachtung über die Vorbereitungen der Na
tur auf den Winter. 71.
Die Nothwendigkeit des Genusses einer freyen
und frischen Luft aller Menschen. 80.
Etwas von Versekung der Bäume überhaupt. 92.

